Die Mennonitische Rundschau

Lasset uns fleißig sein zu halten die Einigkeit im Geist.

84. Jahrgang. | Scottdale, Pa., 15. November 1911 | No. 46

Der Mensch denkt

Aber Gott lenkt

Wie ein groß Ding ist es
um einen treuen und klugen
Haushalter,
welchen der Herr setzt über
sein Gesinde,
Daß er ihnen zu rechter Zeit
ihre Gebühr gebe!
Luk. 12, 42.
Machet euch Säckel, die nicht veralten,
einen Schatz,
der nimmer abnimmt im Himmel;
da kein Dieb zukommt,
und keine Motten fressen.
Denn wo euer Schatz ist,
da wird auch euer Herz sein.
Luk. 12, 33. 34.

Gott lässet Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz des Menschen,
daß das Brod des Menschen Herz stärke.

Unterhaltung.

Trost in Anfechtung.

Wenn dir in Schmerzensnächten
Kein tröstend Licht erscheint,
Im Kampf mit finstern Mächten
Die bange Seele weint:
Dann steht an deinem Bett
Der Herr und hört dein Fleh'n;
Ach wähne nicht, er hätte
Dein Leiden überseh'n!

Vor ihm ist nichts geringe,
Nichts ist vor ihm zu klein;
Er trägt ja alle Dinge
Mit starker Hand allein;
Er hat dich nie vergessen;
Meint's auch mit dir so gut;—
Geduldе dich indessen,
Du stehst in treuer Hut!

Er klopft so oft wohl leise
An mancher Türe an,
Reicht gerne Trank und Speise—
Würd' ihm nur aufgetan!
Doch ach, wie oft wohl schiebet
Man Schloß und Riegel vor,
Und er steht tief betrübet
Vor'm fest verschloss'nen Tor!

Sprich, kennst du mehr Erbarmen,
Sprich, kennst du größre Huld,
Als, daß er an dir Armen
So lang geübt Geduld?
Ach, nimm aus seinen Händen,
Was er dir immer schickt!
Er kann nichts andres senden,
Als was dich reich beglückt.

Christentreue.

1 Kor. 4, 2.

Wir sind Haushalter auf Erden. Gott gab uns nicht allein irdische Güter, sondern auch geistlichen Segen in himmlischen Gütern. Ein Haushalter aber schaltet nicht nach eigener Willkür, sondern nach dem Willen dessen, der ihm seine Güter anvertraut. Treue allein erhält das Lob gewissenhaften Haushaltens. Darum ist die christliche Treue nichts anderes als eine liebende Antwort auf Gottes Treue, Dankbarkeit und Gehorsam zu gleich. An Gott glauben heißt eigentlich nichts anderes als Gott treu zu sein, wie denn auch die Heilige Schrift in der Grundsprache mit einem und demselben Wort den Glauben und zugleich die Treue bezeichnet. Und unser Glaube wird uns um deswillen zur Gerechtigkeit angerechnet, weil er in der Treue die Grechtigkeit gegen Gott und aller Gerechtigkeit Wurzel ist. Denn wer Gott im Glauben treu bleibt, der beweist auch zu gleicher Zeit den Menschen Treue in dienender Liebe; er kann nichts anderes, es ist beides so eng ineinander verschlungen wie Seele und Leib, Kraft und Wirkung.

Aber die christliche Treue erfordert den größten und schwersten Treubruch: Wir müssen uns selber untreu werden und, indem wir in Christo den wahren Lebensgehalt finden, dazu gelangen, daß wir mit unserem eingebildeten, schattenhaften Ich brechen, gründlich umkehren und ein Neues anfangen. Das ist es, was wir Buße und Bekehrung nennen. Ein Christ, der es noch nicht so weit gebracht hat, ist ein fauler Baum, der nicht gute Früchte bringen kann. Die Erfahrung lehrt, was es bedeutet, wenn ein Mensch mit heiliger Entrüstung versichert, er wolle sich selbst nicht untreu werden und nicht abfallen von dem, was er geworden ist. So redet nicht die Treue des Haushalters, sondern der Dünkel eingebildeter Selbstherrlichkeit, der Gott und der Welt aus der Schule läuft, ehe er das Zeugnis der Reife erlangt hat, und der an das Kreuz seiner sogenannten Grundsätze, soviel er kann, sein besseres Ich und zum guten Teil auch die lebendige Welt annagelt. Wer aber seinem Gott Treue gelobt, wird aus dem Gottesgeiste von neuem geboren und behauptet sich dann in einem göttlichen Lebensstande gegenüber den Anfechtungen, die ihn daraus verdrängen wollen. Da besteht das innere Leben nicht mehr in einzelnen Erregungen des Gemüts, die oft allzuschnell in ihr Gegenteil umschlagen, sondern in sehr fester, kraftvoller Haltung.

Denn haben wir einmal die Glaubensbahn beschritten, auf welcher unser geheiligtes Wesen von Tag zu Tag mehr hervorbrechen soll, so gilt es: in Christo nie wieder sich selber untreu werden. Der Christ muß in seinem Heilande sich selbst gleich bleiben in jeder Lage des Lebens, in allen Nöten und Versuchungen; er soll die erste Liebe nicht lassen, die mit den Jahren wohl nüchtern und besonnen werden darf, aber nicht erkalten darf. Es ist nicht das Festhalten gewisser Lieblingsvorstellungen, durch welches wir uns selbst treu bleiben, — das könnte der fromme Eigensinn und der beschränkte Verstand, der auf nichts Fremdartiges eingehen will, ebensogut, — nein, es ist die feste Beständigkeit, in welcher wir, frei von mattherzigem Wankelmut, den Bund des Herrn, unerschüttert durch äußere Stürme und Wandlungen festhalten. Mögen wir immerhin unsere Einsicht, die Formen unseres Denkens und Handelns ändern, den Herrn wechseln wir nicht. Da heißt es:

„In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein,
Funkelt allzeit und Stunde,
Drauf kann ich fröhlich sein."

Und offenbart nicht gerade dadurch Gott an uns den Reichtum seiner Gnade, daß er unser Herz festmacht, daß er aber auch zugleich unser Herz offen erhält für die Lebensfülle in der wir emporwachsen und heranreifen sollen zu immer wesenhafterer Erkenntnis und zu immer wesenhafterer Tat?

Vor allem beweist sich die Treue gegen Gott darin, daß wir sein Wort festhalten und überhaupt immer wieder zu den göttlichen Gnadenmitteln greifen, durch welche der neue christliche Lebensstand in uns erzeugt wurde. Darum sagte Christus zu seinen Jüngern: „Bleibet in mir!" und David spricht: „Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege." Darum werden wir zu Wachen und beten aufgefordert, wodurch wir den „Sauerteig der Sünde" abtun und die „Lauterkeit und Wahrheit Gottes" zu unserem Wesen machen. Immer und immer wieder kommt es darauf an, abzusehen von dem Handeln, das unserem alten Menschen leicht und lieb ist und wovon wir uns den meisten Erfolg versprechen, und zu fragen: Was sollen wir im Wandel des neuen Gehorsams? Immer wieder müssen wir die Hand von dem abziehen, was sich uns selbst darbietet, bis wir gewiß geworden sind, ob wir auch so handeln dürfen, und ob wir nicht etwa den Willen Gottes gegen uns haben und den Geist Christi betrüben. Treue kann ohne Selbstverleugnung nicht sein; ja die Selbstverleugnung ist das rechte Maß für die Treue. Darum kann in wahrem Sinne nur der treu sein, dem sein eigenes natürliches Leben nicht zu lieb ist und der es, nach dem Worte des Herrn, auch zu hassen weiß um der zu haltenden Treue willen.

Die Frucht einer solchen Glaubenstreue ist, daß wir immer reicher erfüllt werden von dem Trost und der Kraft des Heiligen Geistes, und indem wir uns in unserem himmlischen Berufe als gute Haushalter erweisen, auch dem irdischen — wenn es nur ein gottgewollter Beruf ist — in allen seinen Beziehungen gerecht werden, denn die Treue im himmlischen Beruf ist ohne Treue im irdischen nicht möglich. Nur wo das verborgene innere Leben zusammenstimmt mit dem äußeren, da ist Einheit, da ist Treue. Darum sagt die Schrift: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Dem getreuen Haushalter wird von Gott eine Tür nach der andern aufgetan, und einmal um das andere wird ihm das Zeugnis: „Du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen!" Erst wer mit vollster Hingebung in seinem Christenberufe gelebt und in solchem Dienst immer alles zu tun versucht hat, was in seinen Kräften steht, und wer im Gerinsten treu war, erst der hat das Recht, voranzukommen zu höherem Wirken, und über vieles gesetzt zu werden; erst der erlangt den höchsten Lohn: die Krone des Lebens. Dieser Lohn der Treue ist das Heil, nicht ein schuldiger, sondern ein Gnadenlohn, — die Krone der Gerechtigkeit, die dem Christen kraft der Glaubenstreue zuteil wird in Christo.

So ist denn die Treue das Kennzeichen ungefälschter Gottseligkeit, der Weg zu allem Großen und die Schatzkammer des Segens in diesem und in jenem Leben. Sie ist die feste Glaubenshand, die, was sie angreift, richtig anfaßt, und zugleich die dankbare Liebe, die stärker ist als der Tod. Sie bewahrt unseren Weg bis zum Grabe und geleitet uns auch über das Grab hinaus. Was dieses und jenes Leben an wahren Schätzen, an seliger, unvergänglicher Freude uns bieten können, das hilft die Treue uns erlangen. „Bleibet in mir," spricht Christus, „und ich in euch! Wer in mir bleibet und ich in ihm, der bringet viel Frucht, denn ohne mir könnet ihr nichts tun. Wer aber nicht in mir bleibet, der wird weggeworfen wie eine Rebe und ver-

dorret." Joh. 15, 4 ff. Wir aber sollen ihm immer wieder antworten mit dem Gelöbnis der bekennenden Treue:

Bei dir, Jesu, will ich bleiben,
Stets in deinem Dienste stehn;
Nichts soll mich von dir vertreiben,
Will auf deinen Wegen gehn.
Du bist meines Lebens Leben,
Meiner Seele Trieb und Kraft,
Wie der Weinstock seinen Reben
Zuströmt Saft und Lebenskraft.

—Wächter unterm Kreuz.

Dein Wort ist die Wahrheit.

Es gibt mancherlei Geister, welche das Menschenherz bewegen und in ihm Wohnung machen, und kaum irren wir in einem Stück öfter als in der Prüfung der Geister. An Warnung vor diesem Irrtum läßt es die Bibel nicht fehlen. Paulus schrieb: „Glaubet nicht einem jeglichen Geist, sondern prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind." Am ersten Pfingsfeste wollten einige den Heiligen Geist zu einem Weingeist machen. Sie sagten den Aposteln, aus welchen der Heilige Geist in fremden Sprachen redete, nach: „Sie sind voll süßen Weins." Heute will man umgekehrt den Geist des Weins, der Welt, des Fleisches und des eigenen Ichs zu einem heiligen Geist machen. Wir können den Geist Gottes von den andern Geistern unterscheiden darin, daß er vom Vater und vom Sohne ausgeht. Er wohnt und regiert nur da, wo man an den dreieinigen Gott glaubt und die Bibel, das Buch der Offenbarung Gottes als untrügliche Wahrheit anerkennt und die Erlösung, so durch Jesum Christum geschehen ist, als feste große Tatsache glaubt; denn die ewige und volle Wahrheit ist uns voll und ganz nur gegeben in Christo und seinem Wort. Außer ihm ist nur Irrtum und Lüge. Teilweise Annahme des Wortes ist gleich Verwerfung desselben, wie Christus selbst sagt: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich." Entweder wir nehmen Gottes Wort an, wie Christus und seine Apostel uns gelehrt, oder wir wollen vermitteln, anderes auch gelten lassen, und damit verwerfen wir Christum. Das Himmelreich gewinnen keine Halben; die Gewalt tun, die reißen es an. Und wenn in neuerer Zeit Professoren der Theologie dagegen schreiben und lehren, so weiß ein Christ, daß sie die Grundpfeiler des Christentums umstoßen wollen.

Jesus sagt: „Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme." Joh. 18, 37. Was auf Erden und von der Erde ist, können die Menschen wohl studieren und kennen lernen; aber die göttlichen und himmlischen Dinge sind dem gewöhnlichen Menschen eine Torheit. Er kann sie nicht verstehen. Nur der Geist Gottes kann uns den notwendigen Aufschluß geben. Er hat durch die Propheten und Apostel die Wahrheit offenbart, leibhaftig aber ist sie erschienen in dem Sohn. Sein Wort, seine Lehre offenbart uns den Weg zum Leben. Zum Glauben an ihn kommen wir nicht durch eigenes Rennen und Laufen, nur durch die Einwirkung des Heiligen Geistes, der uns zu göttlichem Leben erweckt. Wie er ausgegossen ward, als der Herr sein Erlösungswerk vollendet hatte, so wird er nur ausgegossen, wo man ihn und sein Erlösungswerk im Glauben ergreift. Er lehrt nichts und redet nichts, das nicht auf Gottes Wort gegründet ist. Er schenkt keinen Frieden und keinen Trost, er zeigt keine Hoffnung und kein Ziel, bei dem wir nicht an der Hand des Wortes unsers Heilandes Jesu Christi bleiben.

Oftmals ist uns der Unterschied zwischen dem Geiste Gottes und dem des Fleisches leicht gemacht. Doch begegnen uns im Leben auch Geister, denen ihr Ursprung nicht so hell auf der Stirn geschrieben steht. Leute, die nach ihrer eigenen Weisheit sich frech und kühn über Gottes Wort stellen, etwas von demselben abzutun oder zu demselben ihre eigenen wechselvollen Ansichten hinzufügen, sie gehen dahin in selbstgemachter Frömmigkeit und Heiligkeit, sie gehen zur Kirche, nur zum Herrn gehen sie nicht. Sie haben sich mit eigener Vernunft ein Christentum erdichtet, das zwar einen frommen Schein hat, aber von der seligmachenden Kraft, die den Sünder wirklich selig macht, nichts erfährt. Sie legen den Ton besonders auf ein Buch oder gewisse Stellen der Heiligen Schrift, und meistern oder verachten die übrige Offenbarung, oder sie betrachten die Bibel als ein Buch göttlicher Lebensweisheit, aber Gotteswort ist sie ihnen nicht. Sie streichen darin, was der heutigen Geistesrichtung mehr zusagt und wollen ihre Gedanken mit dem Fortschritt der Wissenschaft und dem Geist der modernen Zeit versöhnen. Sie haben sich nicht unter, sondern über das Wort Gottes gestellt und sind sein Meister geworden. Sie vergessen, daß Gott mit ihnen redet, vor dem die Klugen dieser Welt den Mund zuhalten müssen, und daß sein Wort „geistlich Arme", „nach Gerechtigkeit hungernde und Dürstende", über ihre Sünden „Leidtragende" vorausgesetzt, nicht Satte und Bedürfnislose, die das als unwesentlich beiseite setzen, was die Schrift als Haupterfordernis zum Verständnis desselben erklärt. Der Herr hat mit Fischern und Zöllnern sein Werk begonnen. Er hat sich nie um die Weisheit dieser Erde bekümmert, sondern hat in kindlich gläubigen, demütigen Herzen und wissenschaftslosen, lernbegierigen Schülern eine Lebenssaat ausgestreut, die der Welt als Torheit und Aergernis erschien und immerfort auch nur von solchen erfaßt werden kann, die den Rat Pauli befolgen: „Niemand betrüge sich selbst; wer da weise sein will, der werde ein Narr in dieser Welt, daß er möge weise sein." 1 Kor. 3, 18, 19. Gleich also hat der Herr Jesu selbst geredet und dem Vater im Himmel gedankt, daß er den Weisen und Klugen das Geheimnis des ewigen Lebens verborgen, und den Unmündigen offenbart habe.

Christus hat den Weltklugen ins Gewissen gesagt: „Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort, darum höret ihr nicht, denn ihr seid nicht aus Gott." Sie mögen bedenken, was sie tun, wenn sie Gottes heiliges Wort, in dem ihre ewige Rettung liegt, durch ihre Philosophenweisheit kritisieren und durch Wort und Schrift geistig erstorben, heuchlerische Mietlinge liefern, statt lebendige Bekenner unseres Erlösers Jesu Christi. Sie mögen wissen, daß sie auf Herodis und Kaiphas Seite stehen, weil sie das Heiligste, was ein Menschenherz bewegen kann, sich und ihren Mitmenschen vorenthalten, die Furcht des Herrn. Die tiefe Ehrfurcht vor ihm und seinem Wort ist der Weisheit Anfang. . Der demütige Christenglaube sieht zu jedem Wort der Bibel in stiller Ehrfurcht hinauf. Er kann nichts von dem wegwerfen oder verachten, was der Geist Gottes eingegeben hat.

Der Geist der Welt ist wie der Fürst dieser Welt, in allen Gestalten ein Lügner. Gottes Geist ist überall wahr, und zwar zunächst über uns selbst. Er sagt dir, daß du ein Sünder bist, und nennt jede Sünde beim rechten Namen. In ihm ist nicht der Kainssinn und -geist, sondern er zeigt dir deinen Pharisäersinn, und du stehst da, elend, jämmerlich, arm, blind und bloß. Aber dabei ruft er dir dennoch mit der Stimme des innigsten Erbarmens zu: Kehre um, verzage nicht! Du kannst dennoch einen Platz am Herzen deines himmlischen Vaters finden." Der verlorene Sohn ist auch wiedergekommen. Sein Vater hat ihn wieder aufgenommen; sein Herz steht auch dir offen, auch für dich ist noch Gnade da.

Aus unserer Bibel können wir eine Bildung schöpfen, durch die wir die Dinge dieser Welt besser zubeurteilen verstehen, als alle Gelehrte. Das vermag aber nur der Geist von oben, der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, er kann es nicht erkennen. Am Pfingstfeste erkannten die Gläubigen das Wehen des Geistes Gottes daran, daß diese Neubekehrten mit Zungen redeten und Gott priesen. Die Gabe mit Zungen zu reden, in anderer Sprache die großen Taten Gottes zu verkündigen, finden wir jetzt nicht mehr, aber in anderer Weise kann jeder mit anderen Zungen reden, indem die Sprache der Welt umgewandelt wird in eine Sprache des Himmels. Andere aber verstanden das Verkünden der Jünger nicht, sondern sie staunten sie verwundert an und verspotteten sie. So auch heute noch. Wie rüttelt man an dem alten, schlichten Bekenntnis der Heilstaten, wie zerbröckelt man den Bau seines Wortes, die Heilige Schrift, von der der Herr selber sagt, daß sie nicht gebrochen werden kann. Joh. 10, 35.

Wahrlich, ein trauriges Zeichen der Zeit, daß die Christenheit so blind und taub geworden für die reine Lehre beim hellen Lichte und beim Schalle des Evangeliums. Die Grundsätze, für welche die Vorväter Leben, Eigentum und Vaterland hingegeben, Schmach und Verfolgung erlitten, dünken vielen eine Torheit. Sie wähnen sich viel zu aufgeklärt, um in unserm freien Lande sich mit solchen vor der Welt verächtlichen Grundsätzen zu befassen. Sie wollen den Weg breiter haben, als der Heiland ihn gegeben hat, und vergessen, daß es die Lehre Christi war, und niemand diesen Heiland recht erkennen kann, ohne willig zu sein, ihm nachzufolgen in der Absage der Welt und in der Selbstverleugnung. Fast hat es den Anschein, als ob sie heute den Versuch machen wollten, zu erfah-

ren, wie nahe sie sich der Welt gleich stellen können, ohne die Gnade Gottes zu verscherzen, und das, was unmöglich ist, wird versucht, nämlich Gott und der Welt zugleich zu dienen. Man wird von der Welt nicht mehr gehaßt, sondern von ihr geliebt. Ist das nicht ein sicherer Beweis, daß man von der Welt ist? denn die Welt hat das Ihre lieb. Dasjenige Christentum, an welchem sich die Welt nicht ärgert, ist kraftlos, ein dummgewordenes Salz, und hat mehr vom Geiste der Welt als vom Geiste Christi an sich. In dem Herzen der wahren Christen findet die Welt keinen Platz; dasselbe ist geweiht zur Wohnung des Heiligen Geistes. Darum gehet aus von diesem zerfallenen Christentum und dient Gott in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit und haltet euch herunter zu den Füßen des demütigen Jesu, so werdet ihr zwar den Spott der Welt, aber auch den Segen Gottes ernten. Die Ansicht, daß man nur an das Evangelium glauben muß, um selig zu werden, ist ein Irrtum. Man muß es an sich am Herzen erfahren und nach dem Evangelium leben, sein Wort mit dem Glauben und der Unterwerfung hören und beherzigen, welcher jeder aus Gottes Munde kommenden Rede gebührt, sich durchdringen lassen von der Treue seiner Verheißungen von seiner Gnade, von der Wahrheit seiner heiligen Geschichte, von der Kraft und Herrlichkeit seines Reiches, von dem Ernst seiner Gerichte.

Der Apostel sagt: Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Wunderbar weit hat es die menschliche Wissenschaft gebracht auf allen Gebieten, und groß ist der Nutzen, welcher daraus für die Menschheit entsteht. Dieser Fortschrittsgeist hat sich auch über die Bibel heregemacht. Er ist aber nicht göttlichen Ursprungs, sondern durch menschliche Vernunft und Weisheit entstanden; er macht sie los von Gott, also gottlos.

Gottes Wort ist vollkommen. Der Mensch kann es nicht verbessern, sondern nur verschlechtern; er kann nur davon abweichen. Nicht im Fortschritt, sondern im Rückschritt zu Gott und seinem Wort liegt das Heil. Das Evangelium ist ein Geheimnis Gottes, das den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen ist, wie auch die Wissenschaft der christlichen Erkenntnis viel mehr zum Nachteil als zum Nutzen gereicht. Der Apostel sagt: „Das Wissen blähet auf." Durch die hohe Ausbildung geht gewöhnlich die Einfalt in Christo verloren. „Nicht viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel Edle sind berufen, sondern was töricht ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, daß er die Weisen zu Schanden mache, und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, und das da nichts ist,; daß er zuschanden mache was etwas ist, auf daß sich vor ihm kein Fleisch rühme." 1 Kor. 1, 26. Und solange Gottes Wort in Kraft bleibt, wird es Gott wohlgefällig sein, durch törichte Predigt selig zu machen, die daran glauben.

Wodurch wurden jene ersten Bekenner in Samaria, jener Kämmerer aus dem Mohrenlande gläubig? Einzig durch das einfache Gottes Wort, denn von jenen heißt es Ap. Gesch. 8, 6, daß sie einstimmig merkten auf das, was Philippus sagte. Und von diesem, Ap. Gesch. 8, 30, daß er den Propheten Jesaias gelesen und das Evangelium aus Philippi Munde gehört habe. Was war es, was Lydia zum Glauben brachte,daß die Apostel kein Bedenken trugen, sie auf der Stelle zu taufen? Ap. Gesch. 16, 24. Nichts als das einfache Gotteswort. Und Paulus sagt: „Nicht mit hohen Worten, aufdaß nicht das Kreuz Christi zunichte werde." Was war es, das der Herr Jesus seinen Jüngern mitgab zur Ausbreitung seiner Lehre? Sein Wort und seinen Geist, sonst nichts. Das Häuflein der Gläubigen, welche dort in Jerusalem in der Halle des Tempels versammelt waren, sind uns Vorbilder solcher, in welche sich der Heilige Geist ergießen will. Der erste Zug in ihrem Wesen war Demut. Sie wußten alle, daß sie arme Sünder waren, daß sie aus eigener Kraft nichts vermochten. Sie hungerten und dürsteten nach der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt. Zum andern glaubten sie fest an das Wort der ganzen Schrift und der Propheten. Für sie war der Heiland gekommen, für sie war er gestorben und auferstanden und gen Himmel gefahren. Auf seinen Befehl und seine Verheißungen waren sie in Jerusalem geblieben. Jetzt warteten sie und hofften sie auf sein Wort, das ihnen den Tröster verheißen hatte.

Dieser Pfingstgeist ist auf den Jüngern geblieben. Er leuchtet aus ihren Reden, er geht durch ihre Briefe, er erfüllt sie im Leben, er erhält sie in allen Anfechtungen, er bleibt ihnen treu im Sterben. Stehen wir auf dem Grund der Propheten und Apostel? Stehen wir auf der Verheißung unseres Herrn Jesu Christi? Liegt uns etwas daran, daß an die Stelle unseres armen, schwachen, hoch- und doch kleinmütigen Menschengeistes der wahre heilige Geist kommen möge und auch an uns seine Gnadenverheißungen erfülle? und wir freudig und bekenntnismutig im Glauben werden, und fest stehen in der Lehre der Apostel?

Man greift heutzutage die Apostellehre an und meint, es sei doch fraglich, ob sie uns das rechte Bild von Christo und dem Christentum gebe. Aber wer soll uns denn Autorität sein über das ursprüngliche Wesen des Christentums, wenn nicht diese ersten Zeugen aus den Tagen Jesu Christi selbst? Der Herr Jesus selbst bezeugt seinen Jüngern: „Ihr sollt meine Zeugen sein," und: „Wer euch hört, der hört mich." Sich lossagen von ihnen, heißt sich lossagen von den ersten Bekennern und Blutzeugen des Evangeliums, von dem Fundament der christlichen Kirche. Auf das Bekenntnis Petri: „Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn," erklärt Jesus selbst, seine Gemeine bauen zu wollen auf einen Felsen. Und in der Lehre der Apostel und in ihren Briefen lesen wir, daß die christliche Gemeinde gebaut ist auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Jesus Christus ist der Eckstein der Kirche, ihre Grundmauern die Propheten und Apostel. Johannes schreibt: „Was ihr nun gehört habt von Anfang, bleibt bei euch." 2 Joh. 2, 24.

Gott kann niemand gebrauchen zum Aufbau seines Reiches, der daran rüttelt, der die Hoffnung, die mitgeteilt wird durch die Kraft des Heiligen Geistes, verloren hat. Seine Arbeit im Weinberge des Herrn ist ohne Erfolg. Das Wort des Herrn soll ganz und rein verkündigt werden, wie er es uns geoffenbaret hat. Der ist ein schlechter Haushalter, der sein Gut mit dem seines Herrn vermengt. So sollst du auch nicht deine eigene oder anderer Menschen Weisheit unter Gottes Wort mengen. Der Apostel sondert die Weisheit Gottes sehr bestimmt ab von der eigenen Verstandesweisheit des Sünders. 1 Kor. 2, 6. Er wird einst überführt und abgetan werden. Und wie wäre eine christliche Erkenntnis denkbar ohne das Stehen auf dem Felsengrunde des lauteren Gotteswortes? Wie könnte ein Christ Wacht haben und Acht haben auf sich selbst und auf die, ihm als Prediger anvertrauten Seelen, ohne auf den Grund des Heils in Christo gegründet zu sein?

Der Apostel sagt: „Seid fest und unbeweglich und nehmt immerdar zu in dem Werk des Herrn!" und zu den Kolossern schreibt er: „Bleibet im Glauben gegründet und fest und unbeweglich in der Hoffnung des Evangeliums, welches ihr gehört habt, welches ist gepredigt unter aller Kreatur, die unter dem Himmel ist." Es kann nicht Wahrheit und Lüge, Christus und Belial nebeneinander verkündigt werden. Auch uns gilt gegenüber aller Irrlehre der menschlichen Vernunft, aller Fälschung des Wortes Gottes, des Evangeliums Christi und der Wahrheit des Heiligen Geistes die ernste Mahnung: Stehet im Glauben, wer bis ans Ende beharrt, der wird selig."

Gewiß ist es tiefbetrübend, wenn wir den immer weiter um sich greifenden Abfall vom Evangelium sehen, aber noch betrübender ist es, wenn wir dem gegenüber die Tatlosigkeit und die Menschenrücksicht derer sehen, die den Namen Christi bekennen, wenn christliche Gewissen nicht mehr aufschreien, christliche Gewissen schweigen, wenn in entscheidungsvollen Zeiten Rücksicht und Schwäche die Besserwissenden bewegen können, die Wahrheit und das Recht zu verschweigen, statt zu warnen und denen, die in Gefahr sind, die Augen zu öffnen, wenn in den Erziehungsanstalten unserer Jugend unserer zukünftigen Missionare und Prediger Lehrer unbeanstandet das Wort Gottes kritisieren und ihren Hörern dafür die Erzeugnisse ihrer eignen verirrten Vernunft bieten, statt den Ratschluß Gottes zu unserer Seligkeit rein, lauter und schriftgemäß zu verkündigen und zu lehren. Es ist betrübend zu sehen, daß solche Taten ohne Einsprache christlicher Prediger geduldet werden, während es ihre heiligste Pflicht wäre, mit den Waffen der Gerechtigkeit treu nach Christi Zeugnis dagegen zu kämpfen und den Sünder nicht ungewarnt zu lassen. Nicht freundlich reden, wo sie mit aller Kraft strafen sollten. Nur wer Gottes Wort zu seiner Richtschnur und den Heiligen Geist zu seinem Führer

hat, hat ein Recht, eine Gemeinde, eine Schule zu leiten. Wenn ein Lehrer nicht in Wahrheit sagen kann, hier ist Christus und sein Wort, kann er seine Zuhörer nicht auf den rechten Weg weisen; er ist ein Verräter an Gott, dem er gelobt, das Amt auf Grund des göttlichen Wortes führen zu wollen, zum Heil der ihm anvertrauten Seelen.

Der Apostel sagt: So auch wir, oder ein Engel vom Himmel euch würde das Evangelium anders predigen als wir euch predigen ‚der sei verflucht.“ Jede Gemeinschaft mit Ungläubigen gefährdet unsern Christenstand. Und wehe denen, die versuchen wollen: wie weit darf ich wagen? „Ziehet nicht am fremden Joch mit den Ungläubigen, sondern gehet aus von ihnen!“ so ruft der Herr in seinem Wort.

1 Kor. 5, 6 und Gla. 5, 9 heißt es: „Wisset ihr nicht, daß ein wenig Sauerteig den ganzen Teig versäuert?“ Schon dadurch, daß man zu ihrem unbiblischem Wesen schweigt, macht man sich laut 1 Tim. 5, 22 teilhaftig fremder Sünden. Muß nicht aus der Erkenntnis, daß die Kluft zwischen Glauben undUnglauben so schrecklich ist, einem der Mut erwachsen seine Stimme zu erheben für das Eine Notwendige, nach der ihm von Gott verliehenen Kraft, um Satan seine Beute zu entreißen und zu suchen zu retten, was sich vor dem großen Tage des Zorns retten läßt? Muß doch Unsegen ihr Teil und Verdammnis ihr Erbteil sein.

Und werden nicht so viele durch ihre Lehre verleitet und zu Schanden? Der Herr spricht zum Propheten Hesekiel Kap. 3, 17—19: „Und nun, du Menschenkind, ich habe dich zum Wächter gesetzt über das Haus Israel. Du sollst aus meinem Munde das Wort hören, und sie von meinetwegen warnen. Wenn ich dem Gottlosen sage: du mußt des Todes sterben, und du warnest ihn nicht, und sagst es ihm nicht, damit sich der Gottlose vor seinem gottlosen Wesen hüte, auf daß er lebendig bleibe: so wird der Gottlose um seiner Sünde willen sterben; aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. Wo du aber den Gottlosen warnest, und er sich nicht bekehret von seinem gottlosen Wesen und Wege: so wird er um seiner Sünde willen sterben, aber du hast deine Seele errettet.“ So furchtbarer Verlust, so herrlicher Gewinn steht einander gegenüber. Welcher Prediger wollte da nicht den Mut eines Hesekiel sich erbitten, damit er unbeirrt durch Menschengunst oder Ungunst, auf das Wort des lebendigen Gottes sein Auge richte, entschlossen, ich will predigen und nicht schonen.

Das Wort Gottes glauben wie die Kinder und an ihren Herzen erfahren, weil der Heilige Geist es ihnen offenbart, die sind es, aus denen die Kirche des Herrn besteht, und fortbestehen wird, bis der Herr kommen wird zum Weltgericht, die Verächter seines Wortes zu scheiden von den Gläubigen. Uns bleibt nur die Wahl zwischen den beiden Aussprüchen Christi: „Wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben.“ und: „Wer mich verachtet und nimmt mein Wort nicht an, der hat schon, der ihn richtet, das Wort, das ich geredet habe, wird ihn richten am jüngsten Tage. Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen. — Eingesandt.

Bekehrungsgeschichte eines jüngst bekehrten Juden.

Aus Lob und Dank gegen Gott, der sich mir in einer so wunderbaren Weise geoffenbaret hat, schreibe ich hier diese Zeilen, und hoffe, daß die Leser dadurch einen Segen haben werden.

Ich entstamme einer freien, israelitischen Gemeinde. Meine Eltern sind nicht gerade fromme, aber doch noch moderne Juden, die die notwendigsten religiösen Gebräuche beibehalten haben, z. B. besonderes Geschirr für Milch- und Fleischspeisen. — Wohl infolge des mangelhaften Religionsunterrichtes, den ich erhielt, oder des mich gar nicht anregenden Gottesdienstes verfiel ich bald dem Freidenkertum. Immer mehr und mehr ging ich meine eigenen Wege; ohne Gott zu erkennen verbrachte ich viele Jahre.

Doch es sollte nicht auf die Dauer so fort gehen. Es war am 10. Mai des vergangenen Jahres. Gerade im Begriffe, der Welt mit ihren Vergnügungen zu folgen, war ich an der Haustür mit einem gläubigen, ehemaligen Schulkameraden zusammengetroffen. Er bat mich, ihn in eine Versammlung der Berliner Stadtmission zu begleiten, in der zwei aus dem Felde zurückgekehrte Streiter Christi ihre Erlebnisse mitteilen wollten. Nach längerem Zögern ging ich mit, — es war mir zum Segen.

Ein Missionar aus Indien sprach über Matth. 28, 19: „Darum gehet hin und lehret alle Völker, und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.“ Mit einer solchen Wärme erzählte er von der Verbreitung des Evangeliums im fernen Indien, wie die Heiden lernen Jesum zu lieben, wie sie in ihm ihr Glück sehen, daß ich ganz davon eingenommen wurde und über mich selbst nachdachte. Aber anstatt nun umzukehren und das zügellose Leben aufzugeben, blieb ich der alte Mensch. Die nächsten Tage verbrachte ich zerknirscht und unzufrieden mit mir selbst, es fehlte mir eben etwas, was ich nicht suchen wollte.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich am nächsten Mittwoch nach dem Lesezimmer der Mission. Hier fiel mein erster Blick auf die Zeitschrift „Israels Hoffnung,“ das Monatsblatt der Wandsbecker Judenmission. Neugierig geworden, wollte ich doch nun wissen, was es mit dieser Hoffnung meiner Religion eine Bewandtnis habe, und so nahm ich denn das Blatt zur Hand und las, daß auch für Israel Hoffnung da wäre, daß es in Jesu Christo, den Messias hätte. Ich wollte und mußte mehr wissen, und so gab ich denn meine Stellung in Berlin auf, um am ersten Juli in das Missionshaus Bethel zu Wandsbeck einzutreten, wo ich bald mehr hören sollte. Hier unter dem Einflusse christlicher Lehre und ganz besonders der Gebete, wurde ich gar bald von der Wahrheit dieser Religion überzeugt und sah ein, in welch einer verblendeten Lehre ich erzogen wurde. Pastor Dolman wollte schon zum Taufunterricht schreiten, aber Gott wollte mich nicht nur überzeugen, er wollte einen bekehrten Christen haben. Meinen Eltern hatte ich nur mitgeteilt, daß ich in einer Missionsanstalt beschäftigt wäre, aber nicht, welcher Art diese sei. Von anderer Seite hatten sie aber alles erfahren, und so erhielt ich denn am 16. August die dringende Aufforderung, „sofort die Anstalt zu verlassen, da ich, das jüdische Kind jüdischer Eltern niemals getauft werden dürfe.“ Nach einer Unterredung mit Pastor Dolman fuhr ich denn nach Breslau, um mit meinem Vater zusammen zu treffen.

Als ich meinem Vater am Bahnhof gegenübertrat, fragte er mich, ob ich getauft wäre; ich verneinte. „Dein Glück“ sagte er, „sonst müßte ich für dich ‚Kaddisch‘ sagen.“ Es ist dies ein Gebet für verstorbene Familienglieder, und wollte mein Vater damit andeuten, daß ich, wenn getauft, für meine Eltern tot wäre.

Ich blieb nun in Breslau, da ich dort in Stellung gehen sollte. Da ich aber dort nichts finden konnte, kam ich auf den Gedanken, im Ausland mein Glück zu versuchen. Natürlich hatte ich damit bei meinen Eltern schweren Stand, doch gaben sie endlich nach, und ich beschloß, nach Amerika auszuwandern. Beim Abschiede sagte mir mein Vater, wenn ich die „Dummheit“ machte und Christ würde, so wäre ich von der Stunde an nicht mehr sein Sohn.“

Ich blieb zunächst lange in New York. Da ich aber dort keine Arbeit finden konnte, kam ich nach Pittsburg. Am 30. November führte mich der Herr nach Allegheny zu einem deutschen Maschinenfabrikanten. Er versprach, mich zu beschäftigen, doch würde dies sehr schwer für mich sein, da ich der Landessprache nicht mächtig wäre. Doch könne er mir noch einen guten Rat geben. In Pittsburg wohne ein gewisser Herr, der sich für junge Juden interessiere, ihn solle ich aufsuchen. Am nächsten Tage erfuhr ich die nähere Adresse und kam dort an. Hier traf ich auch Herrn Pastor Kuldell, der sich gleich meiner annahm.

Zu meinem größten Heile fand ich Quartier, so daß ich wieder in einem christlichen Heime war. Noch war ich nur "überzeugt„ aber schon nach wenigen Tagen, am Sonnabend, den 12. Dezember, ergab ich mich ganz dem Herrn und bat ihn um Vergebung meiner Sünden und um seinen Beistand für mein weiteres Leben. Von jenem Tage an bin ich ein anderer, ich kenne mich selbst nicht mehr; der Herr hat ein Rätsel gelöst, das Rätsel meines Lebens. Glück, Friede und Freude und noch viele andere Gaben hat mir der Herr dargebracht.

Oft genug fühle ich seine Heilandsnähe. Ganz besonders ist er bei mir, wenn ich unter meinen jüdischen Brüdern Traktate usw., verteilte, um ihnen so die frohe Botschaft zu bringen. Da kann man aber auch sehen, wie mir der Versucher in Gestalt der Juden naht. Oft wird mir leichte Arbeit gegen sehr guten Lohn angeboten, um mich

dem Herrn untreu zu machen. Aber mögen sie nur kommen, die Juden, mögen sie mir noch so viel versprechen, ja, mögen sie alle Schätze der Welt vor mir auftürmen, ich kann widerstehen, und warum? Weil ich in meinem Herrn und Heiland, in meinem Messias, in Jesu Christo den kostbarsten Schatz der Welt habe, der tief in meinem Herzen vergraben, mir von niemand genommen werden kann.

Aber noch etwas hat mir der Herr gezeigt; er erhört innige Gebete. Täglich flehte ich ihn an, die Herzen meiner Eltern zu öffnen, damit auch sie den Herrn finden. Da erhielt ich vor drei Wochen einen Brief von Hause, indem mir meine Eltern als Antwort auf die Mitteilung der bevorstehenden Taufe schreiben, ich sei alt genug, um selbst zu wissen, was ich tue, und es ist ein tiefer Segen, der aus den Worten spricht: „Tue allerwegen treulich deine Pflicht." Ja, mein Vater, der mich einst verstoßen wollte, sendet mir sogar sein Bild.

Nach einem gründlichen Unterricht in der neuen Lehre durch Herrn Pastor Kuldell wurde ich am 24. Januar, dem dritten Sonntag nach Ephiphanias, in seiner Kirche zu Allegheny auf den Namen „Paulus" getauft. Betet für mich, daß es mir gelingen möge, als Jünger Christi Paulum zum Vorbilde zu haben. Dem Herrn aber sei die Ehre, für das, was er mir getan, und er hat Großes getan!

L. P. Neustadt.

—Beth. K. Ztg.

Ein Besuch des Turms zu Babel.

Eine eindrucksvolle Schilderung eines Besuches der deutschen Ausgrabungen zu Babylon, entwirft der Konsul der Vereinigten Staaten in Bagdad, Fr. Simpich. Er ist von Bewunderung der Großtaten der deutschen Archäologie erfüllt und tritt voll ehrfürchtigen Schauers an die Stätte auf der sich einst der Turm zu Babel erhob, ja, der Turm selbst scheint sich in seiner ganzen gigantischen Macht vor ihm aufzurecken, wenn er den Riesenpalast des Nebukadnezar betrachtet.

„Diese mächtigen Ruinen, diese gewaltigen Räume, diese großen Pfeiler und Hallen", schreibt er, „rufen die längst versunkene Welt wieder ins Leben, von der wir als Kinder mit frommem Staunen in der Bibel lasen. Die Ausdehnung des alten Babylon ist ganz erstaunlich. Meilenweit erstrecken sich die Ruinen längst des Euphrats, der sich durch die arabische Wüste windet, jetzt eine Wüste, aber einst das fruchtbarste Land der Welt. Beim Wandern durch diese Trümmer stößt man plötzlich auf den wohlerhaltenen Schädel eines Bürgers des alten Babylon. Tausende von Ueberresten dieser wundervollen Kultur sind von den Deutschen ausgegraben worden: Schüsseln, Alabasterschalen mit Inschriften, Marmorfiguren von Menschen und Tieren, Steinfiguren von Götter und Göttinnen, Tausende von Täfelchen, die Keilinschriften enthalten, und — wie eine Zeitung in Ton — einen täglichen Bericht von den Geschäften und Arbeiten der fleißigen Babylonier. Ein Steinlöwe von ungeheuren Proportionen ist ausgegraben worden. Noch steht er zwischen den Mauern des Nebukadnezar-Palastes als ein Monument aus Urväterzeiten. Neben des Löwen Körper sieht man die hingestreckte Gestalt eines Mannes, den der Löwe eben zerfleischen zu wollen scheint. Wundervoll ist das Tier aus dem Riesenblock von schwärzlichem Stein, wahrscheinlich Dolerit, herausgemeißelt. Das Hauptornament an den Mauern und Wänden ist das Zauberbild eines seltsamen Drachen, der Fischschuppen und die Vorderfüße eines Löwen hat, während die Hinterfüße die eines Adlers sind. Ein Pferdekopf sitzt auf einem Tigerkörper. An manchen Stellen sind die Wände vorzüglich erhalten, noch so stark und solid wie an dem Tage, da der letzte babylonische Arbeiter das Werk vollendete. Beim Mauern ist kein Mörtel verwandt, sondern Erdpech und Asphalt, der sich noch jetzt reichlich am Euphrat findet. Ein seltsames Gefühl stieg in mir auf, als ich unter den Trümmern des Palastes einen zerbrochenen Ziegel sah, auf dem der vollkommene Abdruck einer menschlichen Hand war, der Abdruck eines Arbeiters, der vor 6000 Jahren (?) den noch warmen Stein in denn Asphalt gemauert hatte und so seine Spur dem Bau auf immer eingeprägt. „Das ist noch gar nichts," sagte mein deutscher Führer. „In einem alten Teile des Palastes sah ich, als wir ein altes Grab öffneten, noch deutlich die Fußspuren der Arbeiter, die sich in den Staub hineingedrückt hatten, als sie das Grab zumauerten." In den Gräbern sind besonders die mannigfachen Formen von den Särgen von Interesse. In der babylonischen Frühzeit wurden die Toten in sitzender Stellung begraben und die zusammengekrümmten Körper in ein Ton- oder Steingefäß gesteckt. Andere dieser Särge sind große, runde Behälter. Die meisten Gräber sind bereits von den Deutschen erbrochen vorgefunden worden, als sie Babylon entdeckten. Nur wenige Edelsteine oder Gold sind ans Tageslicht gebracht worden — Vandalen hatten hier vor Jahrhunderten gehaust. Ich sah eine große Steingans, deren Rücken mit seltsamen Keilinschriften bedeckt war. „Diese Steingans war ein Normalmaß," erklärte mir Prof. Wetzel, der vorzügliche Keilschriftkenner. „Die Inschrift auf ihrem Rücken besagt, daß alle in Babylon befindlichen Wagen nach diesem Gewicht reguliert werden müssen, und daß jemand, der diese Gewichtsgans beschädigt oder fortträgt, des Todes sterben soll." Die Deutschen haben Tunnels gegraben, die wie die Schächte eines Bergwerks durch die Straßen des alten Babylon laufen. Mit kleinen Handlampen machten wir uns auf den Weg durch diese langen Straßen, die nun still und leer sind, aber einst erfüllt waren von einer geschäftigen Menge. An 300 arabische Arbeiter, fast ganz nackt, graben in diesen Trümmern und befreien die Reliquien dieser ersten Weltkultur von dem Sande, den die Jahrhunderte darüber gehäuft. Wir wanderten durch die große Festhalle des Palastes, wo dem Belsazar die feurige Inschrift an der Wand erschienen sein soll, die ihm den Untergang vorher sagte. Ueberall in den Ruinen sah ich prächtige dekorative Verzierungen, Eulen und Eidechsen in leuchtenden Farben und eine dem Kuckuck ähnliche Vogelart. Etwa vier Meilen südlich von den Ruinen des Nebukadnezar-Palastes steht ein himmelanstrebender Bau, majestätisch auch noch im Verfall, der nach der Ueberlieferung die Stätte des wirklichen Turms von Babel bezeichnen soll. Er wird von den Arabern Birs Nimrud genannt und soll von dem frevlerischen Nimrud erbaut worden sein, der die Sonne für die wahre Gottheit hielt und mit diesem Riesenbau dem leuchtenden Gestirn näher kommen wollte. Eine andere Tradition sucht die Stätte des Turms von Babel nicht weit von dem Palaste Nebudnezars, wo noch heute eine gewaltige viereckige Basis von Ziegeln vorhanden ist. Xerxes soll diesen Turm zerstört haben."—Abendschule.

Vereinigte Staaten

Kansas.

Buhler, Kans., den 1. November 1911.

Werter Editor der Menn. Rundschau!

Ein Gruß des Friedens und der Liebe sei auch dir in deiner Arbeit gewünscht. Das Klagen des Menschengeschlechtes ist ja gewöhnlich das erste in Korrespondenzen und so auch bei Zusammenkünften, wozu auch wir im letzten Sommer und bis in den Herbst hinein die beste Gelegenheit hatten; denn wir blieben in unserer Gegend wohl sozusagen ganz ohne Regen, wogegen die in der Nachbarschaft noch immer etwas Regen bekommen haben. Doch der Herr hat ja auch dem wieder abgeholfen, wie wir auch in 3. Mose im 26. Kapitel im 4. Verse lesen, so ist uns wieder Gnade für Recht geworden. Am verflossenen Donnerstage bekamen wir in der Nacht einen schönen Schnee von ungefähr zwei Zoll tief. Auf Stellen soll es noch vorher geregnet haben. Dienstag nachts, den 31. Oktober hatten wir wieder einen schönen Regen. Das gibt den Weizenfeldern eine schöne Gelegenheit, sich zu erfrischen.

Br. Gerhard Epp, Lorena, Okla., diene zur Nachricht, daß unser Sohn Heinrich Epp wieder glücklich nachhause gekommen ist. Er freut sich eurer großen und schönen Caffircorn- und Milomizeernte.

Die alte Witwe Martin Friesen ist nach viertägiger Krankheit gestorben. Sie wurde vergangenen Montag begraben.

Es sind hier bei Inman, Kans., vor ungefähr zwei Monaten zwei Jünglinge vom Terek, Rußland, angekommen. Hoffentlich beide von Nikolajewka. Der erste ist wohl ein Heinrich Esau's Sohn, Nikolai, und der andere ist wohl Johann Dück, ein Sohn der Witwe Aron Dück. Dieser läßt seine Mutter und Geschwister wissen, daß es ihm hier sehr gefällt und gut geht. Er hat schon bei einem „wahren" Amerikaner geschafft, mit dem er sozusagen kein Wort hat sprechen können. Wenn er hin und wieder versucht hat, zu ihnen zu sprechen, dann haben sie gesagt: „Nichts versteh", und da war es ihm doch zu einsam geworden und

hat schon einmal Heimweh gehabt. Er hat auch schon lange keinen Brief von Mutter und Geschwistern in Rußland bekommen, den er sich schon sehr wünscht, damit er doch weiß, wie es ihnen geht, und ob sie noch leben. Ich erinnere mich noch, daß er sagte, er habe im Ganzen schon fünf Briefe nachhause und an seine Nachbarn geschickt. Einen Gruß von Johann Dück.

Wir möchten nochmals gern wissen, wie es den Freunden Heinrich Günther und Wilhelm Penner auf Wanderlo geht. Fr. H. Günther ist ein Vetter meiner Frau, die Abraham Wienßen Margaretha ist. Sie ist auch eine Nichte der Frau W. Penner. Hoffentlich werdet ihr, Wilhelm Penner und Freund Dietrich Esau von Nikolajewka, da der erste von Rosenort und der zweiten von Blumenort in der Mutterkolonie stammen, und auch ich ein geborener Blumenorter bin, mich noch wenigstens dem Namen nach kennen. Mein alter Vater Johann Epp lebt noch, wird aber schon sehr schwächlich.

Mit Gruß an euch und an die andern Freunde und Bekannte von

Heinrich Epp.

Great Bend, Kans., den 28. Oktober 1911. Weil die liebe Rundschau noch immer die guten Nachrichten bringt, so dachte ich heute, ihr auch etwas von hier mitzugeben auf ihre Reise.

Wir befinden uns bei mäßiger Gesundheit, und wünschen den lieben Lesern dieses Blattes dasselbe.

Es war hier diesen Sommer sehr trokken, sodaß die Weizenernte nur schwach war; es gab vom Acre vier bis zwanzig Buschel. Schreiber dieses bekam siebzehn Buschel vom Acre. Trotzdem die heißen Winde diesen Sommer so sehr häufig waren, war der Weizen doch noch recht gut, wog 62 Pfund das Buschel. Das Corn ist zurückgeblieben, wir kriegen 25 Buschel vom Acre. Vom Hafer kann ich nicht viel sagen; wir schnitten unsern grün zu Heu. Das macht sehr schönes Futter. Futter hat es genug gegeben, und wer nur gepflanzt hat, darf somit noch nicht verzagen. Es wird uns noch wieder ein Jahr durchbringen, wenn es Gottes Wille ist.

Nun will ich noch hinüber nach Rußland gehen, nach Muntau. Vielleicht ist da ein guter Freund, der mir Nachricht geben könnte von meinem Bruder Tobias A. Schmidt, der dort als Nachtwächter diente. Vielleicht ist dort jemand so gut und gibt uns Nachricht von ihm durch die Rundschau! Ich würde sehr dankbar sein, auch von Bruder Johann Schmidt, Bachmut, und Bruder Samuel, Sibirien, und allen Bekannten zu hören. Ich werde Antwort nicht schuldig bleiben. Ade, lebt wohl!

Corn. Schmidt.

Inman, den 1. November 1911. Werter Editor der Rundschau!

Will heute, weil es regnerisch und winterlich stürmisch ist, versuchen, ein paar Zeilen zu schreiben. Wenn es draußen schön ist, hat man nicht so Zeit dazu als bei solchem Wetter. „Die Liebe Christi wohne bei euch reichlich!" zum Gruß.

Dieses nun eingetretene nasse Wetter hat man ja schon lange gewünscht, da es wohl von Anfangs August keinen durchdringenden Regen mehr gegeben hat. Daher sind die spätgepflügten Weizenfelder hier in der Nachbarschaft noch fast ganz schwarz. Aber wenn man etwas weiter blickt, sieht man auch ganz schöne, grüne Felder. Der Regen ist diesen Sommer sehr strichweise gegangen, so daß, wenn man auf dem Zuge fährt, doch noch grünere Felder zu sehen sind als hier. Die Cornernte war bei uns auch nur gering, so von 10 bis 12 Bu. Kartoffeln hat es nur wenig gegeben. Mit dem Obst ist es gar nichts gewesen. Es kommen jetzt Aepfel von andern Ländern herein, eine Car nach der andern. Das Langfutter ist jetzt auch nicht so reichlich vorhanden, wie man es gewohnt ist, und der Winter scheint schon früh anzufangen. Doch wie muß es solchen gehen, die 'mal garnichts haben!

Den 26. Oktober hat es des Nachts ziemlich geschneit, welches eine schöne Feuchtigkeit zuwege brachte, wonach schöner Sonnenschein folgte. Vergangene Nacht hat es wieder schön geregnet, jetzt schneit es etwas. Wenn es schönes Wetter gibt, kann der übrige Weizen noch aufkommen. Den 12. Okt. fand die Hochzeit meiner Schwester Anna mit Gerh. Regehr statt, verbunden mit dem 25 jährigen Jubiläumsfest der lieben Eltern. Das Fest der Eltern traf sonst auf den 10. Oktober; doch um der Vorbereitungszeit zum Fest wurde es verschoben und beides an einem Tage gefeiert. Es hatten sich viele Gäste eingefunden. Daniel Schmidten, von Tampa, Kan. waren auch gekommen, welche denn auch schon hier blieben zur Hochzeitsfeier ihres Bruders Peter Neufeld, welche am 17. stattfand. Den 21. war in unserer Nachbarschaft Hochzeit. Die Brautleute waren ein gewisser Johann Franz aus Oklahoma mit Tina Reimer.

Den 22. war ein Missionsfest in der Hoffnungsau Gemeinde, vormittag, auch nachmittag. Die Redner waren Gustav Harder, Newton, Kans., und ein Prof, Kliewer von eben dort. Der Letztere erzählte uns besonders von Aussätzigen. Es ist interessant zu hören und ist wunderbar, wie weit die Krankheit schon verbreitet ist. Es sollen in unserem Lande auch schon viele daran leiden. Er hat wohl recht, wenn er betonte, daß wir nicht dankbar genug wären, für das Vorrecht, das wir solchen gegenüber haben.

Von hier sind mehrere zur Konferenz nach Oklahoma gefahren.

Den 30. war das Begräbnis einer Witwe Martin Friesen.

Sonntag, den 29. Oktober war die Sitzung unseres Jugendvereins, welches eine vielbeliebte Stunde ist.

Meine Onkel Heinrich und Johann Pauls waren nach Chicago gefahren. Onkel Heinrich ist schon zurück, während Onkel Johann noch weiter nach dem Norden gefahren ist.

Geschwister Gerh. Harders sind auch wieder hier bei Inman, von Oregon.

Ich wende mich noch schnell ein wenig zu Abr. Friesens. Sie wohnen irgendwo in Manitoba. Ich erinnere mich noch gut der Zeit, als du, l. Bruder, bei uns gearbeitest hast. Ist dir schon alles vergessen? Laßt einmal etwas hören, wenn möglich. Wir haben seiner Zeit einen Brief an euch gesandt. Was aus demselben geworden ist, weiß ich nicht, denn Antwort haben wir noch keine erhalten. Ich hoffe, ihr lest die Rundschau auch; wenn nicht, dann ist vielleicht jemand so gut und gibt ihnen dies zu lesen! Und dann, bitte, laßt von euch hören, wenn auch durch die Rundschau.

Wir sind noch alle am Leben und der Gesundheitszustand ist ziemlich gut, soviel ich weiß. Gedenke hiermit zu schließen. Euer geringer Mitpilger

Jak. T. Pauls.

R. 4, box 37.

Inman, Kans., den 29. Oktober 11. Liebe Freunde und Rundschauleser, einen Gruß der Liebe zuvor. Da ich es manchen versprochen hatte, will ich versuchen, einen kleinen Bericht einzusenden.

Wir sind, dem Herrn sei Dank, glücklich und wohlbehalten den 19. Oktober 10 Uhr morgens, in Inman angekommen. Die Reise von Dallas, Oreg., wo wir den 26. September nachmittags, abfuhren, ging sehr gut. Wir fuhren über California unserer Heimat zu. In Reedley hielten wir an. Da kamen wir den 28. September, 8 Uhr abends an. D. Langenwalter fuhr uns zu M. B. Fasten, wo wir übernachteten. Dann besuchten wir noch mehrere andere Freunde, waren Sonntag, den 1. Oktober in Reedley in der Andacht, besuchten noch mehrere Freunde, worunter auch A. A. Buhlers waren, welche uns nachmittag nach Reedley brachten, von wo wir den 2., halb acht Uhr abends abfuhren.

Jetzt ging es nach Los Angeles, wo wir Peter Wallen besuchten, auch die Witwe Peter Wall. Von Los Angeles gings nach Long Beach, wo wir Abram Hamms und Johann Braunen besuchten. Wir verweilten einen Tag beim Meer, besuchten die Bibliothek und manches andere, was ich nicht alles aufzeichnen kann, und da auch mancher einen bessern Bericht schreiben kann als ich, will ich denn gleich weiter nach Escondido, wo wir den 5. Oktober, einviertel vor sieben Uhr ankamen. Wir waren bei Peter Nickel zur Nacht. Freitag, den 6. gings in die Ansiedlung. Wir haben da noch manche Freunde besucht, und überall freundliche Aufnahme gefunden.

Danke allen lieben Freunden, wo wir eingekehrt sind, an allen Orten, für die Aufnahme und gute Bewirtung, die wir genießen durften.

Wo seid ihr, Corn. Löwen? seid ihr schon in Saskatchewan? — Zuletzt waren wir noch in Upland, Calif. Danke auch für eure Mühe, die ihr an uns gewandt. Bitte, auch uns zu besuchen.

Ueberall trafen wir eine herrliche Gegend und viel Obst, Trauben, Pfirsiche, Feigen, Aprikosen, sahen auch Granatäpfel und anderes mehr. Die Gegend und Leute haben uns sehr gefallen, daß man beinahe nicht weiß, was oder wo man wählen sollte. Es hat uns Dallas, Oreg., sehr

gefallen, und unserer Gesundheit hat das Klima dort gut getan. Aber das Deutsch fehlte uns sehr.

Wenn es dem lieben Freund J. und M. Thießen, Colorado (in No. 41 der Rundschau), zur Frage wurde, warum jemand von Kansas nach Oregon geangen, jetzt wieder seine Adresse nach Oregon verlegt, diene ihm zur Erklärung, daß wir nur eine Spazierfahrt machen wollten und somit manches zurückließen, was uns dort fehlte. wenn wir da bleiben wollten, deshalb sind wir zurückgekommen, wissen jedoch nicht, ob wir hier bleiben werden, oder wieder zurück nach Oregon gehen. Der Herr weiß es und die Zeit wird es lehren. Ich sage auch jetzt noch: Oregon hat uns sehr gefallen und gefällt uns auch jetzt noch. California ist auch wirklich sehr schön, wo sie bewässern können, und in Oregon ist es schön, weil es ohne Bewässerung fertig wird, und das Land noch etwas billiger ist wie in California. Ich freue mich immer, wenn ich höre, daß es dem hier, dem andern dort gefällt, daß überall Menschen wohnen können und wollen, außer in den großen Sandwüsten Californias und Arizonas. Auch New Mexico war dort wenig bewohnt, wo wir durchfuhren. Hamilton Co., Kans., war es sehr trocken als wir durchfuhren; ist es jetzt schon anders?

Grüßend, verbleiben wir Eure Euch liebende Freunde, hüben und drüben,

Gerh. u. Marg. Harder.

Newton, den 31. Okt. 1911.

Werter Editor!

Bitte, diese paar Zeilen in der Rundschau aufzunehmen! Weil es zu naß ist zum Cornausbrechen, so will ich die Gedanken schnell ein wenig überfliegen lassen nach Rußland zu den Eltern. Ich berichte ihnen, daß ich noch durch Gottes Gnade gesund bin. Ich befinde mich gegenwärtig bei Mrs. P. D. Rosfeld. Frau Rosfeld ist leidend. Hat eine kranke Hand; es bessert sich aber schon sehr und sie will schon ihren Haushalt selber besorgen. Ist es dort schon kalt? Ich hörte, daß es sechs Gr. gefroren haben soll. Es wird wohl einen kalten Winter geben nach dem heißen Sommer. Aber euch ist dort nichts weg; wenn der Winter anfängt zu toben mit seinem Schnee, dann wird der Ofen schon angeheizt sein. Und des Abends wird da wohl Bibelstunde oder Jugendverein gehalten?

In Elbing war vergangene Woche jeden Abend Abendstunde. Die Redner werde ich nicht nennen; aber Gott machte sie zum Segen. Ich habe alle Briefe erhalten, Mama; auch den, wo Sie fragen, ob ich die Rundschau bezahlt habe. Ich beantworte es mit Ja. Ich habe aber vom Editor noch keine Antwort, das er das Geld erhalten hat. (Unser Brief mit der Antwort kam als unbestellbar zurück. Wir haben das Geld erhalten, und sagen herzlich Dank. Ed.)

Johann und Jakob, was macht ihr immer? Habt's wohl sehr „drock?" Ihr schreibt ja garnicht. Auch Isaaken haben schon eine zeitlang nichts geschrieben. Ich hoffe, im Winter werdet ihr es nachholen. Ich hörte, daß unserer Nichte, Anna Lorenz der Arm gebrochen wäre, habe später aber nichts mehr davon zu hören bekommen. Jakob, du bist in der Krim auf Besuch gewesen, bitte, erzähle mir einmal, wie es da aussieht, und was unsere Freundschaft da macht!

Grüßend verbleibe ich euer

Heinrich Teßman.

Durham, Kans., den 31. Oktober 1911. Freitag morgen, als wir aufstanden, sahen wir zu unserer Ueberraschung, daß die Erde mit einer weißen Schneedecke bedeckt war, die aber nicht lange liegen blieb. Nach diesem hatten wir es einige Tage regnerisch. Jetzt wird vielleicht der übrige Weizen, der der langen Trockenheit wegen so lange in der Erde lag, noch aufkommen.

Heute morgen waren die Dächer und die Erde ganz mit Reif überzogen. Alles dieses zeigt uns an, daß der Winter mit vollem Schritt herankommt.

Montag, den 23. ging Heinrich A. Köhn, Tampa, Kans., nach Cimarron, Gray Co., Kans., um Land zu besehen; er ist des Lobes voll zurückgekommen. Letzte Woche wurde F. M. Luther von Cimarron hier erwartet; ich weiß aber nicht ob er gekommen ist.

Samstag morgen kamen Corn. P. Nichols von ihrer Besuchsreise heim. Wo sie auf Besuch waren, ist in No. 44 der Rundschau, in meinem Bericht zu lesen.

Den 28. ds. Monats sind Dan. T. Dirksen nach Lone Tree gefahren nach dem Doktor Stucky.

Samstag, den 28. kamen Benjamin Unruhs und Jonas Jantzen von Oklahoma hier bei Andr. B. Unruh's an als Gäste. Die erwähnten Benjamin Unruhs sind die Eltern des Andr. B. Unruh. Sie kamen ganz unerwartet an.

Ganz unverhofft las ich den Bericht von Onkel T. T. Köhn, Durham, Kans., in No. 44 der Rundschau, auf Seite 13. Ich unterstütze seine Aufmunterung, denn er schreibt, daß sich alle Freunde und Bekannte öfters sollen hören lassen. Auch du, Onkel T. T. Köhn, solltest jetzt recht fleißig an die Rundschau schreiben. Deine Berichte werden ohne Zweifel mit Freude und großem Interesse gelesen werden.

Am Sonntag morgen kam Jakob A. Köhn hier bei seinen Eltern August D. Köhnen auf Besuch an. Er arbeitet bei einem Manne der bei Carbondale, Osage Co., wohnt. Carbondale ist südlich von Topeka, an der A. T. u. S. F. Eisenbahn.

Verbleibe der geringe Korrespondent

J. B. Köhn.

Später:— Den 1. November:

Heute morgen ist der Winter schon wieder einen Schritt näher herangerückt, denn wir haben einen kleinen Schneeblizzard vom Norden. Gestern war klarer Sonnenschein. Letzte Nacht hat es ziemlich anhaltend geregnet. Wenn wir auf diesen Regen sollten eine Schneedecke bekommen, dann würde es sehr schlammig werden. Solches Wetter paßt den Leuten nicht zum Cornausbrechen. Einige haben noch gar nicht damit angefangen. Wir müssen uns aber schicken und fügen unter Gottes Regierung, denn: „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es bleibt gerecht sein Wille."

Gesund sind wir noch, Gott den Dank dafür. Vor einigen Tagen hatte ich mir eine Erkältung zugezogen und hatte Schnupfen. N. T. Jantz ist geplagt mit Schwären am Halse und im Gesicht; er muß schon ärztliche Hilfe in Anspruch nehmen. Ich wünsche ihm Gottes Gnade, geduldig zu sein nach Luk. 16, 20—21.

Freitag, den 27. vorigen Monats steuerten Fred Jantzen und Gerh. Dirksen ihrer Heimat zu.

Der Obige.

Syracuse, Kans., den 3. November 1911.

Werter Editor und Leser!

Es wird wohl manchen wundern, daß ich so lange nicht geschrieben habe. Wir wohnen so allein, wie ja jedem bekannt ist. So muß ich vom letzten Frühjahr anfangen. Es weiß ja ein jeder, daß ich der Mann bin mit den kleinen Steineseln, wovon Onkel P. P. Warkentin einst berichtete. Ich habe also im Frühjahr mit den kleinen Eseln 17 Acres umgepflügt, mit Futtermilomize bepflanzt, zweimal gut geeggt und wollte es noch mit dem Kultivator bearbeiten; aber als ich es auf dem einen Stück versucht hatte, sahe ich, daß es zum Schaden war, und ließ es darum anstehen, denn der Wind trocknete es zu sehr aus. So hat der Herr, dem alles zu Gebote steht, es gesegnet. Denn es hat einen Regen bekommen zum Aufgehen und da es sechs Zoll hoch war. Von da an blieb es trocken. Das war am 11. Mai. Von dieser Zeit bis zum 3. August hat es sozusagen keinen Regen gehabt. Aber dann regnete es sehr, daß es bis sechs Zoll einnetzte. Da wuchs es! Ich habe Futter bekommen, daß ich denke zuzulangen. Ungefähr 10 Buschel Samen zu Hühnerfutter, soweit meine Ernte.

Ich bin so dankbar für den Segen vom Herrn. Die Ranchleute um her haben Hunderte Stück Vieh und sozusagen kein Futter. Das soll alles gekauft werden, und woher Geld nehmen, wenn der Landmann nichts gebaut hat? So muß das Vieh verkauft werden und Futter gekauft. Da werden Oelkuchen gekauft, die schon „verklopt" sind. Davon bekommt jedes Stück Vieh ein Pfund den Tag, des Morgens. Dann wird es aufs Feld gelassen; da treibt es dann Tag und Nacht herum. Jetzt ist alles unter Schnee; es hat schon dreimal geschneit, und ist so bei 12 Zoll Schnee. Aber jetzt sieht es wieder schön.

Es ist gut, den Kurai grün zu schneiden zu Futter, denn das liebe Vieh frißt ihn wie Alfalfa. Man kann sich das merken fürs nächste Jahr, wer's erlebt. Von hier ziehen viele weg; aber das Herumziehen kommt auch auf Geld und bleibt bei alledem nichts übrig. Ich bin nicht mehr jung, ich dachte, wir hatten schon besser, still und zufrieden zu sein, denn der Herr wird es alles ändern; es kann nicht immer so schlimm blei-

Fortsetzung auf S. 15.

Die St. Galler Täufer.

Bemerkung. — Die Geschichte der Entstehung, Ausbreitung und (insofern die Brüder, die ihrem Glauben treu blieben, vertrieben wurden) des Untergangs der St. Galler Täufergemeinde ist von Interesse nicht nur für Geschichtsfreunde, sondern voraussichtlich für die Leser im allgemeinen. Die Geschichte der Brüder in St. Gallen bietet ein anschauliches Bild von den Glaubenskämpfen und religiösen Bewegungen jener Zeit.

Die Hauptherde des Täufertums der Schweiz, neben Zürich, waren St. Gallen, Basel und Bern.

In St. Gallen wurden die ersten evangelischen Predigten von Balthasar Hubmaier, damals Pfarrer in Waldshut und Zwinglis Freund, im Frühjahr des Jahres 1523 gehalten. Zu wiederholten Malen hielt er unter großem Zulauf außerhalb der Kirche Versammlungen. Johannes Keßler, der St. Galler Chronist, berichtet darüber in seiner „Sabbata": „In diesem Jahr [1523] hat es sich begeben, daß Doktor Balthasar Friedberger,[1]) zu der Zeit Pfarrer zu Waldshut, ehe er mit dem Wiedertauf befleckt, ist er mit einem unserer Bürger, Sebastian Ruggensberger, damals Prior in dem Kloster Sion zu Klingnau, aus sonderlicher Freundschaft zu uns gen St. Gallen kommen. Dieweil er nun den Namen trug eines gelehrten evangelischen Prädikanten, ward er von etlichen Bürgern ermahnet und gebeten, er wolle dem Volk das Wort Gottes öffentlich verkünden. Des hat er sich gutwillig ergeben und ward in die Pfarrkirchen St. Mangen geführt. Allda hat er eine Predgit getan, und dann vor dem Tor zu St. Lienhard. — Darnach, wie das Volk ob seiner Lehr (denn er mit lieblichem und hellen Gespräch begabet) große Freud und Lust empfing, ist man ihm in seine Herberg am Rindermarkt nachgezogen und ihn zu lehren und predigen vermahnet. Allda er die Epistel Pauli zu den Galatern dem Volk, so in und vor dem Haus aufmerket, auslegt und zu verstehen gab; aus welchem männiglich nach der Wahrheit Hunger und Durst empfing. Aber mit seinem schnellen Abschied ist ihnen gewesen wie wenn einem Durstigen ein Becher mit kühlem Wasser dargereicht und fürgestellt, und sobald er daran dupft und versucht, ihm behend wiederum entzogen wird."[2])

Eben Johannes Keßler entschloß sich dann die von Hubmaier begonnenen Versammlungen fortzusetzen. Er hatte drei Semester in Wittenberg unter Luther, Melanchthon u. a. studiert und war gegen Ende des Jahres 1523 in seine Vaterstadt St. Gallen zurückgekehrt. Bald nach seiner Heimkehr aus Wittenberg ward Keßler, wie er selbst erzählt, „von etlichen gutherzigen Männern und Brüdern, fürnehmlich von der Weberzunft," zu Gast geladen und gebeten, er möchte „zu Gottes Ehr, Eröffnung der Wahrheit und aus brüderlicher Lieb bewegt werden, unser etlichen, die wir hier versammelt, wahre heilige Schrift helfen lesen und erklären, damit wir desto mehr in der Wahrheit unseres heiligen christlichen Glaubens mögen unterrichtet werden;" sie waren der Meinung, daß sie „durch päpstliche Lehr bisher elendiglich verführt und betrogen worden.[3]) Keßler ging auf den Antrag ein, und so wurden seit Neujahr 1524 in St. Gallen öffentliche Versammlungen gehalten, ähnlich den von Andreas Castelberger in Zürich eingeführten Bibelstunden. Der Chronist Fridolin Sicher von St. Gallen berichtet über den Anfang dieser Versammlungen:[4]) „In dem 1523 Jahr fuhr ein Doktor um im Land, mit Namen Doktor Balthasar von Waldshut, der nun aus der Maßen wohl bered' war; predigte auch zu St. Gallen, ja hatte einen großen Zulauf; war doch der erst, der anhub zu St. Gallen in Stuben und Winkeln zu predigen. Darnach, auf ihn, kam einer armen Näherin Sohn, der hieß der Keßler; er kam zuerst von Wittenberg herauf, und wo es Doktor Balthasar gelassen, da fing ers an, und ward der Zulauf also groß, daß er zu St. Gallen auf der Metzig predigte und auf der Schießhütte." — An einer andern Stelle erzählt Sicher,[5]) daß Hubmaier „fast viel Zulaufs hatte, und ward dermaßen gern gehört usw. Also fing er an, in Stuben und Trinkhäusern zu predigen; man nannte es nur lesen." Sicher war der Meinung, es habe sich später wohl offenbart, daß dieses Lesen vom Argen war, und „man verbot es auch bald, das Winkelpredigen." „Es sind," schreibt der St. Galler Chronist Herman Miles in seiner Chronik, „viel ausgeloffene Mönch und Laien kommen und haben sich unterstanden zu lesen, und haben mit ihrem Schmähen wider Mönche, Nonnen und Pfaffen gepredigt . . . also, daß ein großer Zulauf gewesen ist vom gemeinen Volk. Diese Leser hand ihren Grund fast von Zürich ghan und man hat sie Spirituöser geheißen; denn was sie [in Sachen der Kirchenerneuerung] taten, sagten sie, der Geist oder der Vater hab sie das geheißen oder gelehrt."[6])

Die von Keßler geleiteten Zusammenkünfte fanden zuerst in dem Hause des späteren Täufers Beda Miles statt. „Nachdem Meldung geschah, was wir lesen wollten," schreibt Keßler, „gaben sie mir für, die erste Epistel Johannes zu erklären." Nach Vollendung dieser Epistel wurde der Römerbrief gelesen und erklärt. „Dieweil aber die Menge mehr zu denn abnahm, also daß die Stub zu klein wurde, ward beschlossen, man wollte forthin in der Schneider Zunftstube unten am Markt zusammenkommen." Bald darauf wurden die Versammlungen auf die geräumige Weberstube verlegt. „Allda hab ich gelesen den ganzen Sommer bis auf St. Galli Tag [18. Oktober], mit Erbietung gegen männiglichen und jeden, meiner Lehr aus Grund wahrer heiliger Schrift Rechenschaft zu geben." Der St. Galler Rat war der evangelischen Lehre zugetan, dachte aber damals noch nicht daran, einem Laien ein Kirchenamt zu überlassen. Keßler, ein junger Mann von einundzwanzig Jahren, entschloß sich zur Erlernung des Sattlerhandwerks. Später diente er der Stadt als Schullehrer und dann als Prädikant.

Den evangelisch-gesinnten St. Gallern, die sich an Keßler anschlossen, gereichte der Gegensatz zwischen der evangelischen Lehre und der gäng und gäben kirchlichen Praxis zum Anstoß.

---

[1]) Hubmaier war aus Friedberg gebürtig, daher der Name (lat. Pacimontanus).

[2]) Sabbata S. 106.

[3]) Ditto S. 107.

[4]) Fridolin Sichers Chronik, herausgegeben v. Ernst Götzinger, St. Gallen 1885, S. 188 f. Das Kapitel träge bezeichnenderweise die Ueberschrift „Von dem Wiedertauf."

[5]) Ditto Si. 61.

[6]) Chronik des Hermann Miles, herausgegeben vom hist. Verein in St. Gallen, St. G. 1902, S. 306. Zu der Angabe, man habe die Leser Spirituöser geheißen vgl. Bullingers Aussage, daß diejengen, die von etlichen eine zeitlang Spirituöser geheißen, später Täufer und Wiedertäufer genannt wurden. (Wiedert. Ursprung S. 9b). „Also haben die Spirituöser," so schreibt Miles ferner, „kein Begnügen gehabt an ihrem unbegründ'ten Lesen, sondern sich selbst erkühnt, den Tisch des Herrn, wie er das letzt Nachtmahl mit seinen Jüngern hat gegessen und ihnen das Brot gebrochen, mit einander vor dem Multertor unter der Linde gehalten. Desgleichen . . . unterstunden sie sich und tauften einander." (S. 307). Zu der Berufung der „Leser" auf die Erleuchtung des Geistes vgl. die diesbezüglichen Aussprüche Zwinglis auf der zweiten Disputation des Jahres 1523.

Der erste Schritt in Sachen praktischer Reformation in St. Gallen war die Abschaffung einer Anzahl öffentlich aufgestellter Bilder. Offenbar teilten die St. Galler Reformfreunde Zwinglis Ansicht in bezug auf die Bilder. Auf der Oktober-Disputation des Jahres 1523 hatte Zwingli gesagt: „Darum sind die Bilder nit zu dulden unter den Christen: denn sie sind ein rechter, wahrer Greuel vor den Augen Gottes, besonders die goldenen und silbernen Götzen; das ist ein rechter, wahrer Diebstahl, denn das Gut gehört den Armen, dahin ists gegeben, darum soll es auch dahin gewandt werden. Das wollt ich mit viel Schriftstellen beweisen."[7]) Wie im vorhergehenden Jahre in Zürich, so wurde jetzt auch in St. Gallen von Privatpersonen ein Anfang gemacht in der Abschaffung der vom Volke abergläubisch verehrten Bilder. Keßler erzählt den Hergang wie folgt:

„Die ersten Bilder, so mit etwas Verletzung außer dem Befehl einer Obrigkeit zerbrochen wurden, hat sich also begeben. Es ist gestanden ein groß Bildhaus ob der Schießhütten am Bach, von Hansen Sailer, dieser Stadt Bürger, aufgericht und erbaut., darin standen große, schwere, von Lehm gebrannte [Heiligen-] Bilder. Wie nun Beda Miles ungefähr an der Straß dem gemeld'ten Hansen Sailer begegnet, hat er ihn darum zur Red gestellt und gefragt: dieweil er die Bilder hab lassen machen und sein eigen seien, warum er sie nicht wiederum hinwegnehme, da er wisse, daß sie von Gott verboten seien? Hat er ihm geantwortet: Wenn er die ganz mög hinwegtragen, solle er sie geschenkt haben; vermeint dabei, er möcht sie nit tragen, würden derhalben wohl noch lang stehen bleiben. Beda aber hat verstanden, er habe sie ihm geschenkt; er soll und mög sie wohl von dannen tun. Bald aber hat er zu sich genommen Otmar Rot, Jakob Eckhart, und Konrad Greminger, die sind vor dem Tor übernacht blieben und haben die Götzen hinwegtragen wollen. Aber um solcher großen Schwere willen sind ihnen die Götzen entfallen und zu kleinen Scherbli zerschmetteret. Am Morgen, wie man des inne worden, ist männiglich mit Verwunderung zugelofen, und haben die Götzendiner sehr darob geweinet und klaget und sich über ihre zerbrochene Götter erbarmet. Darnach sind die Bildstürmer [am 19. Mai 1524] vor einen ehrsamen Rat beschickt und um Frevels wegen um fünf Pfund gestraft worden."[8])

In den St. Galler Bibelstunden wurde von dem wegen Entfernung des Bildes in Stadelhofen aus Zürich verbannten Lorenz Hochrütiner die Ansicht vorgetragen, daß die Kindertaufe keinen Grund in der Schrift hat. Keßler erzählt darüber in seiner „Sabbata": „Wie ich im vergangenen Jahr etlichen christenlichen Brüdern, so mich dazu erfordert und berufst, nach meiner Einfaltigkeit die Epistel Pauli zu den Römern vorlas, wußt damalen in St. Gallen keiner nichts von keinem Wiedertauf:[9*]) er war auch noch nit zu Zürich öffentlich ausbrochen, nur daß heimlich etliche darnach trachteten, ob sie ihn möchten herfürleiten. Nun hat sich begeben, wie ich in dem sechsten Kapitel gemeld'ter Epistel von der Kraft des Worts Tauf und seiner Bedeutung mit Worten gedacht, in dem war zugegen Lorenz Hochrütiner, der von etwas Frevels wegen aus Zürich ausgewiesen, ein fleißiger Schüler vorgemeld'ten Konrad Grebels, des Erzwiedertäufers. Der hub auf seine Stimm und hieß mich schweigen [?] sprechend[9]): Ich vermerk aus deinen Worten, daß du meinst, man möge die Kinder taufen. Antwortet ich, ich wüßt jeamal nit anders. Nahm mich fremd und seltsam, daß jemand sein sollte, der daran sollte zweifeln: ich fragt dabei, warum sie nit sollten getauft werden. Sprach er, fürhaltend den Spruch und Befehl Christi Matth. 28: Wer glaubt und getauft wird, wird selig. — Erwuchs also unter uns ein Gespräch, das ich als nit notwendig zu melden anstehen lasse."

„Nit lang darnach schickt der oftgemeld' K. Grebel einen vierboginen Brief an die Brüder. — Wie mir nun die Brüder den Brief überantworteteten und verlesen, ermahnt ich sie zum Gegenteil, sie sollen ob des Briefs nit leicht bewegt werden, denn ich den mit Antwort wollte widerlegen."

Keßlers Widerlegung der Schrift Grebels wird kaum eine glänzende gewesen sein, wenigstens hat er später die öffentliche Bekämpfung der Lehre der Brüder berufeneren Männern überlassen. Er fährt fort: „Also kam eine Spaltung unter die Brüder. Denn die, bei welchen der genannte Lorenz seinen Niederlaß und Aufenthalt hatte, vermeinten daß ich mich auf die überschickte Schrift nit genugsam verantwortet hätte. Jedoch blieb die Sache damals noch heimlich und erhielt einen Aufschub bis in das gegenwärtige 1525. Jahr." Zu der Behauptung, daß damals „eine Spaltung unter die Brüder kam," ist zu erinnern, daß Benedikt Burgauer bereits am 21. Juli 1523 an Grebel schreibt, er habe in St. Gallen mit etlichen zu handeln gehabt, welche „Kinder, die keinen eigenen Glauben haben, nicht taufen wollen."[10]) Wenn Keßler sagt, es habe in St. Gallen keiner von einer Wiedertaufe gewußt, ist dies richtig insofern die Spättaufe noch nicht geübt wurde. Die von Hochrütiner vorgetragene Ansicht scheint von der Zeit der Hubmaierschen Gastpredigten zu datieren.

Die Wirksamkeit Keßlers sollte jedoch vorerst nicht von langer Dauer sein. Die eidgenössische Tagsatzung protestierte gegen die in St. Gallen im Schwange gehende Laienpredigt. Sie verbot anfangs September 1524 die Einführung des neuen Glaubens und befahl den St. Galler Herren „ihren Keßler" zur Ordnung zu rufen. Der Rat ließ diesen infolgedessen ersuchen „freiwillig vom Lesen hinfort abzustehen." Keßler weigerte sich, diesem Wunsch des Rats nachzukommen, denn „von mir selbst abstehen weiß ich ohne Aergernis bei denen, die mich berufen, mich nit zu verantworten und mit keinem Fürwort zu entschuldigen;" er erklärte aber, daß er sich einem definitiven Befehl des Rats diesbezüglich fügen werde. Darauf verordnete der Rat, „daß er seins Lesens eine zeitlang stillstehe," bestimmte aber zugleich, daß die Priester (Prädikanten) der Stadt „drei Tag in der Woche in der Pfarrkirche predigen sollen." „Also nahm ich [am 16. Oktober 1524] von den Brüdern Urlaub," fährt Keßler fort. „Die Brüder aber vermeinten und begehrten, ich sollte nichtsdestominder fortfahren, denn Gottes Wort wär nit anbunden. Antwortet ich: Es ist ja wahr, Gottes Wort ist an niemand bunden, darum ists auch nit an mich bunden, und begehr gleichermaßen an euch, ihr wollet eine zeitlang stillhalten . . Wär aber Mangel und Teurung an Gottes Wort hier, wollten wir Gott bitten, daß er uns solche Tapferkeit verleihen wolle, daß wir mit St. Peter sprechen dürften: Wir sind Gott mehr schuldig, denn Menschen gehorsam zu sein."[11])

---

[7]) Zw. W. Bd. 1 S. 486.

[9]) In Keßlers Bibelstunden sowohl als den Versammlungen Castelbergers und seiner Freunde durfte jeder Fragen stellen und seine Meinung sagen. Unterbrechungen des Redenden scheinen nicht selten vorgekommen zu sein. Auch in den Kirchen wurden Prediger öfters unterbrochen, wogegen später von der Obrigkeit ein Verbot erlassen wurde.

[9*]) Ueber diese Behauptung vgl. unten.

[10]) Vadianische Briefsammlung Bd. 3 S. 28.

[11]) Sabbata S. 109.

Fortsetzung folgt.

Erzählung.

Im Strom der Zeit.

Schluß.

In diesen Gegenden ist es, wo wir die Familie Neumann mit ihren Freunden zu suchen haben. Mit der übrigen Bevölkerung tragen sie des Lebens Freud' und Leid, nehmen Erfolge und Rückschläge, wie es kommt, aus der Hand ihres Gottes an; arbeiten unverdrossen weiter, in ihrer Seele gewiß, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen; und daß der Weg, den der Herr sie führt, ihnen zum Himmelsweg werden muß. Und der Leitund und Führung unseres guten Gottes können wir sie daher getrost überlassen. Der Herr hat seinen Kindern nicht Freiheit von Leiden und Trübsalen verheißen, aber er hat ihnen versprochen, sie zu bewahren vor dem Bösen; er hat ihnen zugesagt, sie zu weiden auf grüner Aue und zu führen zu frischen Wassern und sie auf rechter Straße zu leiten um seines Namens willen. So werden sie das selige Ziel, das sie erkennen gelernt haben, nicht verfehlen.

Aber gleichfalls können wir es uns nicht versagen, noch einmal zu dem Bilde zurückzukehren, das uns durch den größten Teil unserer Erzählung beschäftigt hat. Indem wir aber dieses tun, erweitert sich unser Blick, wir sehen nicht mehr blos die Werkstätten menschlichen Fleißes in B.; nein, wir schauen überall hin in diesem gesegneten Lande; in jene zahlreichen Städte und Ortschaften, wo in mächtigen Gebäuden Tausende von Männern und Frauen täglich sich sammeln, um in fleißigem Tagewerk ihren Lebensunterhalt zu verdienen und die Waren zu produzieren, welche der Riesenverkehr der Neuzeit über das ganze Land, ja durch die ganze Welt zerstreut, um dagegen wieder die Schätze der Welt einzutauschen; wir blicken auf die mächtigen Eisenbahnzüge und Dampfboote, welche das Land nach allen Richtungen durchziehen; auf die Handelsflottillen, welche die Meere durchfurchen; aber auch auf die mächtigen Bergwerke, durch welche menschlicher Geist und menschlicher Fleiß dem Schoß der Erde seine Schätze entreißt; wir blicken überall hin, wo der mächtige Riese der Neuzeit, „Industrie“, seinen Hammer schwingt und seine Cyklopenarbeit verrichtet. Und was erblicken wir in diesem Menschengewimmel, in dem ruhelosen Schaffen und Jagen nach materiellem Erfolge? Ist es wahr, daß sich uns hier eine neue Sklaverei darbietet, oder daß wir sie im Entstehen begriffen sehen, gleich derjenigen oder noch schlimmer als die, welche einst über Millionen unglücklicher Neger ihre Geißel schwang? Ist es wahr, daß wir einer Tyrannei entgegengehen, ärger als diejenige irgend eines Despoten der alten Welt, der Tyrannei des Mammons? Ist es wahr, daß diese Sklaverei nur beseitigt, nur abgewendet werden kann durch eine blutige Revolution, in welcher die ganze Kultur der Neuzeit in einem Meer von Blut und Feuer ersticken müßte?

Auf diese Frage haben wir, hat jedes christlich gesinnte Herz nur eine Antwort: „Nein, es ist nicht wahr!“ Und gerade durch seine Blutgier und Zerstörungslust, mit der der moderne Socialismus, Communismus, Nihilismus die bestehende Verhältnisse angreift, und die wahrhaft satanische Wut und Bosheit, die er gegen die christliche Religion öffentlich zur Schau trägt, dokumentiert er sich selbst als ein Lügenprophet, als Tier aus dem Abgrund, beschrieben über und über mit Namen der Lästerung.

Wir wollen nicht sagen, daß keine Gefahr vorhanden sei, daß unser Volk nicht geknechtet werden könnte. Aber die Gefahr liegt ganz anderswo als der rote Socialismus angibt. Ein Volk, bevor es geknechtet werden kann, muß zuvor moralisch zerrüttet, muß innerlich geknechtet und unfrei geworden sein. Hätte Rom überwunden werden können, wenn nicht die altrömische, sprichwörtlich gewordene Tugend der neurömischen Verweichlichung und dem neurömischen Laster gewichen wäre? Der Mensch wird innerlich unfrei und ein Sklave, wenn seine fleischlichen, tierischen Lüste die Oberhand über seinen Geist gewinnen. Und darinnen kennzeichnet sich allerdings die christliche Religion gegenüber dem roten Socialismus: **Das Christentum macht den Menschen erst innerlich und darum wahrhaft frei, indem er seine fleischlichen Lüste und Begierden, seine tierische Natur, gefangen nimmt und ertötet, und ihn so zum Herrn über die Welt macht; der rote Socialismus verspricht dem Menschen Freiheit, indem er die fleischlichen Lüste und Begierden, seine tierische Natur entfesselt, den Geist tötet, und ihn so zum Sklaven seiner Lüste und damit zu dem schrecklichsten Tyrannen der Welt macht.**— Ein christliches, nüchternes Volk wird nie und nimmer die Beute irgend welcher Tyrannei werden; ein unchristliches, von seinen fleischlichen Lüsten geknechtetes Volk wird die leichte Beute des nächsten besten Stärkeren. Wollen wir auch ganz und gar von der infernalen Bosheit und Zerstörungslust des roten Socialismus absehen und ihn einfach als ein philosophisches System zur Lösung einer Lebensfrage in Betracht ziehen, so müssen wir doch sagen, daß seine Theorie, die Lösung der socialen Frage durch den Umsturz der gesellschaftlichen Ordnung zu bewerkstelligen, auf der gänzlichen Verkennung der menschlichen Natur beruht. Mit Recht wirft man ihm die Frage immer und immer wieder entgegen: „Was dann, wenn alles, was euch nicht gefällt, in Blut in Feuer untergegangen ist?“ Darauf hat er noch immer keine Antwort; über sein nächstes Ziel, die Zerstörung, kommt er noch immer nicht hinaus; und er wird auch nie eine rechte Antwort finden, außer es sei denn, er versteht sich dazu, die Antwort zu geben, die allein der Wahrheit entsprechen würde, nämlich „Dann werden wir uns untereinander selbst aufzehren!“

Das Christentum bietet die einzige Lösung der sogenannten socialen Frage und wird sie auch stets darbieten. Ist der Mensch erst innerlich frei von dem Dienste der Selbstsucht und der Sünde, so wird er auch die Stellung zu seinem Nächsten leicht finden, auf welcher der Frieden und die Wohlfahrt der menschlichen Gesellschaft beruht, wie er Gott liebt über alles, so wird er auch seinen Nächsten lieben als sich selbst. Damit erwächst aber auch der christlichen Religion in allen Zweigen ihrer äußern sichtbaren Erscheinung eine große und heilige Aufgabe.

Die christliche Kirche, eine christliche Gesetzgebung, christliche Erziehung und Philanthropie haben einander die Hände zu reichen, das Heil in Christo jedem Herzen nahe zu legen; Hoch und Nieder unter den Gehorsam Christi zu beugen; das Verhältnis der verschiedenen Klassen der Bevölkerung zu einander auf eine gesunde und gerechte Weise zu regeln; die Verderbensmächte, welche am Mark des Volkslebens zehren, zu bekämpfen und zu unterdrücken; sich der Not der Elenden und Armen anzunehmen und so das ganze Volksleben mit dem Geist Christi zu durchdringen. Je mehr dieses gelingt, desto mehr wird auch unser Volk im besten Sinne die Wahrheit und Weisheit des Grundsatzes erfahren, den die göttliche Offenbarung festgestellt hat: **„Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben“**; und darinnen liegt für alle Zeiten die wahre Lösung er socialen Frage.

Ende.

Das Geld verhüllt manchen Leuten Gott.

Robert Hall, ein bekannter Prediger in England, konnte seine Gegner oft vortrefflich in die Enge bringen. Einer seiner Mitarbeiter hatte das Predigen aufgegeben, und eine weltliche Anstellung mit großem Gehalt angenommen. Hall hielt ihm sein Unrecht vor, aber er erwiderte nur immer: „Ich kann es nicht sehen.“ Endlich nahm Hall ein Stück Papier, und schrieb das Wort „Gott“ darauf, hielt es seinem Freunde vor die Augen und fragte: „Kannst du sehen, was da geschrieben steht?“ „Ja,“ war die Antwort. Dann nahm Hall ein Goldstück aus seiner Tasche, legte es auf das geschriebene Wort, und fragte wieder: „Kannst du jetzt sehen was da geschrieben ist?“ „Nein,“ war die Antwort. „Warum nicht?“ fragte Hall. Sein Freund blieb ihm die Antwort schuldig und sagte, er müsse jetzt gehen, und verabschiedete sich.

So geht es auch manchen, die nicht Prediger waren. Wenns Gold zum Gott gemacht wird, sieht man Gott nicht mehr. Das Sichtbare verhüllt den Unsichtbaren. Hüte dich vor Geldliebe und pflege die Gottesliebe. Gott ist köstlicher, denn alle anderen Schätze. Wir haben Gott und genug.

Was auch Eltern ihren Kindern sagen mögen, es wird durch das wieder ausgelöscht, was die Kinder sie in Widerspruch damit tun sehen. — Haben die Frauen nicht Pflichten, welche die Fundamente des ganzen Lebens sind? Sind sie es nicht, welche die Familien verderben oder erhalten?

Die Mennonitische
Rundschau
Herausgegeben vom
Mennonitischen Verlagshaus
Scottdale, Pennsylvania.

Entered at Scottdale P. O. as second-class matter.

Erscheint jeden Mittwoch.

Preis für die Ver. Staaten $1.00; für Deutschland 6 Mark; für Rußland 3 Rbl.

Alle Korrespondenzen und Geschäftsbriefe adressiere man an
C. B. Wiens, Editor,
SCOTTDALE, PA
U. S. A.

15. November 1911.

Editorielles.

— Neue Leser erhalten die Rundschau von jetzt bis zum Januar 1913 für einen Dollar.

— Prediger zahlen für die Mennonitische Rundschau nur 75 Cent, oder für Rundschau und Jugendfreund zusammen $1.00.

— Unsere Kalender für das Jahr 1912 sind zum Verkauf fertig. Der Familienkalender kostet a Stück 6 Cent und der Abreißkalender (Christlicher Hauskalender) 35 Cent. Wird der Betrag gleich mit der Bestellung mitgeschickt, sind die Kalender portofrei. Die Kröker's Familienkalender sind noch nicht hier.

— Wer für die Mennonitische Rundschau $1.00 vorausbezahlt bekommt den Familienkalender als Prämie. Ebenso, wer für die Rundschau und den Christlichen Jugendfreund $1.30 als Vorausbezahlung einsendet. Wer den Kalender als Prämie wünscht, muß dies bei der Einsendung der erwähnten Beträge erwähnen. Für $1.25 senden wir Mennonitische Rundschau und Jugendfreund ohne den Kalender.

— Unsere Erzählung „Im Strom der Zeit" kommt mit dieser Nummer zum Schluß. Wer diese interessante und in mancher Hinsicht lehrreiche Erzählung nochmals und im Zusammenhang lesen möchte, lasse sich das schön in Leinwand gebundene Buch von den Herausgebern desselben, Jennings und Graham, 220 W. 4th Str. Cinncinati, Ohio, schicken. Der Preis desselben ist 85 Cent, portofrei. In der nächsten Nummer wird eine neue Erzählung, betitelt, „Der Krüppel von Nürnberg" beginnen. Die Verfasserin, Felicia Butts Clark, führt uns zurück in jene Zeit, als Karl der Fünfte nach Deutschland kam, um die katholische Kirche wieder zu ihrer früheren Blüte zu bringen, und den Protestantismus mit Stumpf und Stil auszurotten. Dies Buch ist ebenfalls bei Jennings und Graham zu haben, die auch die Herausgeber desselben sind. Die Adresse ist wie oben, und der Preis portofrei $1.00.

— Von Litchfield, Nebr., wird uns berichtet: „Es sind von Syracuse, Kans., unerwartet Besucher angekommen, gesund und munter. Vielleicht wollen sie sich's hier bei Litchfield heimisch machen. Sie haben es hier sehr winterlich angetroffen, was ihnen wohl ein wenig ungewohnt vorkommen wird. Ihre Sachen sind auch alle ganz geblieben. Den 1. November war hier ein kleiner Schneesturm. Jetzt haben wir kühle Tage. Von Jansen, Nebr., waren B. O. Krökers mit Familie bei ihren Eltern auf Besuch. Sie hielten sich über eine Woche hier auf. Jetzt bricht man hier fleißig Corn. Der Ertrag wird sehr verschieden sein, so von 15 bis 25 Buschel vom Acre. Wo sind Geschwister Abr. Fehdrau von Texas geblieben? In Texas sind sie nicht mehr.

— Wir lesen in der Friedensstimme: „Vom 14. auf den 15. September etwa ein Viertel vor zwei Uhr nachts hörte die Frau des P. Rogalsky menschliche Tritte auf dem Boden. In der Meinung, es könnte schon gegen Morgen sein und daß sich vielleicht der Knecht die Freiheit nehme, Hafer zu holen, geht sie ins Hinterhaus, öffnet ein wenig die Gangtür und bemerkt durch die Türspalte Licht im Stall. Dann geht sie zurück in die Eckstube, weckt ihren Mann, und erzählt, was sie bemerkt habe; der springt sogleich aus dem Bett und geht mit ihr zusammen ins Hinterhaus, öffnet ein wenig die Gangtür, jetzt ist aber kein Licht. Dann ruft er: „Wer ist da?! Als Antwort krachte hinter der Tür ein Schuß; die Kugel schlug durch die Tür, traf die Frau an der rechten Seite oberhalb der Brust, war in der Achselhöhle herausgekommen und gleich in den Oberarm gedrungen, wo sie auch jetzt an der Hinterseite sitzt. Der Arzt sagte, sie sei zu sehr verschwollen, er könne sie jetzt nicht herausnehmen, vielleicht um eine Woche. Als der Schuß gefallen war, schrie die Frau sogleich sehr auf, der Mann mußte sie ins Schlafzimmer führen, kleidete sich dann schnell an, nahm die Mütze, machte sich durchs Fenster und lief barfuß, so schnell wie möglich zu den nächsten Nachbarn, weckte etwa in sechs Häusern und ging dann mit dem Erstgeweckten heim; die Bösewichter oder Räuber waren aber schon davon. Es war auch ein Kettenhund im Stall, der hat aber nichts verraten.

Später:— Um eine Woche also, den 22. September, hat der Landschaftsarzt in Selidowka die Kugel herausgenommen; er betäubte die Stelle, machte einen Einschnitt und nahm sie mit einer Pinzette heraus. Die Kugel hatte drei Wunden —Löcher— gemacht, zwei sind schon verheilt, die dritte ist daran, sich zu schließen; dann ist nur noch die eine, die der Arzt machte, um die Kugel zu entfernen, auch die heilt gut. Röm. 8, 28 hat sich hier vollständig bewahrheitet.

Sonntag, den 25. September war in Kotljarewka, Memriker Ansiedlung Erntedankfest, verbunden mit Missionsfest und Ordination. Vormittag, wie auch nachmittags bewies sich in den Reden die Kraft des Heiligen Geistes. Vormittags war vorherrschend Erntedankfest und Missionsfest, nachmittags wurden die Brüder Peter Dück von Nikolajewka und David Derksen, Michailowka, durch Handauflegen ins Predigtamt eingesegnet. Montag vormittags war daselbst Missionsausruf mit den dafür bestimmten Sachen. P. R.

Nikolajewka, Memriker Ansiedlung."

Aus Mennonitischen Kreisen.

Johann Quapp, Kotljarewka, Gouv. Jekat., Rußland, berichtet am 18. September: „Wir hatten einen schönen Regen. Heute sind schon Spuren vom Winter — Schnee. Arbeit ist noch viel vor dem Winter zu tun. Nebst herzlichem Gruß von eurem Johann Q."

Dietrich Olfert, Buhler, Kans., schreibt: „Lieber Bruder Jakob Olfert, Orenburg, Rußland! Bitte, schreibe mir doch, warum ihr garnicht schreibt! Habt ihr die Rundschau nicht bekommen, die ich euch letzten Herbst zuschickte? Noch einen herzlichen Gruß und die Bitte um ein Lebenszeichen von eurem Bruder D. O."

Samuel D. Hochstetler, Goshen, Ind., schreibt am 31. Oktober: „Wir sind, Gott sei Dank, gesund. Wir haben hier in Brown Co., Ind., unsere Farm verkauft, und gedenken, bis den 8. November Ausruf zu haben, um dann den 13. mit dem Wagen nach Elkhart Co., zu fahren." (Rundschau und Jugendfreund werden dorthin geschickt. Ed.)

W. C. Enns, Winkler, Man., schreibt am 28 Oktober: „Allen einen Gruß zuvor. Wir haben jetzt alle Tage kaltes Wetter. Die Erde bleibt schon den Tag über gefroren. Dann hört das Pflügen auf. Wir haben dieses Jahr eine gute Ernte bekommen. Weizen haben wir 1440 Bu. von 60 Acres und Hafer 1100 Bu. von 18 Acres bekommen. Gartengemüse haben wir viel. Kürbisse haben wir eine große Masse bekommen. Grüße nochmals alle Leser und Editor.

J. Flaming, Brouse, B. C., schreibt: „Es wurde in der Mennonitischen Rundschau No. 41 in dem Bericht des Freundes J. Siemens erwähnt, daß ich sollte für andere bei Merced, Calif., Land festgesetzt haben. Dem ist aber nicht so. Ich wurde auch brieflich von einem Manne, der in Canada wohnt, gefragt ob dem so sei. Ich will soviel sagen, welches ich auch Freund J. Siemens sagte: „Es sind hier einige, die fort wollen." Ich könnte sie mit Namen nennen, will aber nicht weiter darauf eingehen, denn das dient nicht zum Frieden. Achtungsvoll! J. F."

Albert Lindner, Colleman, Mich., schreibt am 6. November: „Ich gedenke von hier weg und nach Brown City, Mich., zu ziehen. Ich bin gerade mit Einpacken beschäftigt, und gedenke, den 10. dort anzukommen, so der Herr will. Ich bin hier mit vier Brüdern der M. bekannt geworden, welche versucht haben, hier eine Station anzulegen, und wenn möglich eine Gemeinde zu organisieren. Es ist hier aber sehr harter Boden, in Gottes Weinberg zu pflügen. Diese Brüder wollen mich dort bei sich haben, und haben mir dort einen Platz gerentet. Dem Herrn sei Dank dafür, der die Seinen nie verläßt. Gelobet sei sein Name immer und ewiglich. Brown Cit: liegt östlich von hier in einer Entfernung von 95 Meilen und 291 Meilen von Green Bay, welches 26 Jahre lang meine Heimat war. Ich bin aber allein. Eine böse Zeit, nicht wahr? In Green Bay, Wis., wo ich 26 Jahre lang war, soll es jetzt mit der Arbeit noch schlechter stehen wie damals anfangs Mai, als ich von dort wegging. Gott aber sei Dank, ich habe nun bereits fünf Monate lang beständig Arbeit und auch jetzt noch. In Brown Cit: ist auch kein Schneider, und die Brüder nebst Gott werden mich nicht verlassen. Der Herr hat mich gesund und wohl erhalten. Hochgelobt sei sein heiliger Name immer und ewig."

Joseph Reinhardt, Tremont, Ill. schreibt am 3. November: Unser Leben auf Erden ist wie ein Schatten und kein Aufhalten," 1 Chr. 29, 15. „Unser Leben fährt schnell dahin, als flögen wir davon." Ps. 90, 10. „Gedenke, wie kurz mein Leben ist." Ps. 89, 48. „Mein Leben ist wie nichts vor dir." Ps. 39, 6. „Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde." Ps. 103, 15. „Gedenke, daß mein Leben Wind ist." Hiob 7, 7. „Aber Herr„ lehre mich doch bedenken, daß es ein Ende mit mir haben muß, daß mein Leben ein Ziel hat und ich davon muß." Ps. 39, 5. „Was ist euer Leben? Ein Dampf ists, der eine kleine Zeit währet, darnach aber verschwindet er." Jak. 4, 14.

Möchte doch der liebe Heiland alle, die dieses lesen, bewegen, einen Blick auf unser irdisches Leben zu werfen, daß alle erkennen möchten, was für arme Geschöpfe wir sind. In diesen Tagen trug es sich hier zu, daß, drei Leichen in unterschiedlichem Alter — eine von 30 Jahren, die andere hoch in den Sechzigern und eine alte Schwester hoch in den Achtzigern, beerdigt wurden. Daß der Heiland uns alle möchte verklären in sein Bild, auf daß sich in uns spiegeln möchte „des Herrn Klarheit, mit aufgedecktem Angesicht; und wir verklärt werden in dasselbige Bild, von einer Klarheit zu der andern, als vom Herrn, der der Geist ist," ist der Wunsch des Schreibers."

Peter J. Neufeld, Rosenwald, Sibirien, schreibt in einem Brief an Br. M. B. Fast, Reedley, Calif., den dieser uns zum Gebrauch für die Rundschau zusandte, folgendes: „Lieber Bruder! Die Ernte ist vorüber und dem Herrn sei Dank, wer sein Feld hat bestellen können, der hat auch eine schöne Einnahme. Aber, liebe Brüder, bei manchem wird die Not sehr groß sein, denn viele Leute sind so arm hergekommen. Einige hatten keine Pferde; andere hatten ein Pferd, oder auch zwei. Deshalb, und weil hier alles Land in Wiese war, konnten die armen Leute nicht genügend pflügen und werden jetzt auch nicht mit Brot den Winter über ausreichen. Ich möchte euch bitten, zieht euch noch nicht ganz von Sibirien zurück, denn hier wird die Not diesen Winter auf Stellen sehr groß sein. Aber, liebe Brüder, wenn ich auch dieses schreibe, so bin ich doch nicht beleidigt, wenn ihr in Zukunft, falls ihr wieder helfen wollt, die Gaben an einen andern schickt; denn es ist eine sehr schwere Aufgabe, das Richtige zu treffen. Unsere sibirische Ansiedlung ist in Gefahr, diesen Winter übersehen zu werden, da die Mutterkolonie sich mit ihrer Hilfe zuerst an ihre Ansiedlungen wendet, d. h. Orenburg, Terek und Samara. Weil die Mutterkolonie jenes Land gekauft hat, muß sie dort endlich helfen, folgedessen wird Sibirien von der Mutterkolonie ganz unbeachtet bleiben. Darum bitte ich im Namen der Barnauler Armen: Verlaßt uns diesen Winter noch nicht! Viele werden sich schon selbst helfen, aber noch lange nicht alle. In manchen Dörfern ist es für die Zukunft traurig, da noch dieses Jahr sehr viel neue Ansiedler hergekommen sind, die nichts haben säen können. Also, wo Brot hernehmen? Liebe Brüder, helft, der Herr wirds vergelten! Uebrigens will ich noch soviel sagen, wenn ihr es verlangt und mit meiner Arbeit zufrieden seid, so bin ich wieder bereit, die Arbeit um der Armen willen als für den Herrn, aufzunehmen. Dein Bruder P. J. N."

Todesanzeige.

Allen Freunden und Bekannten diene zur Nachricht, daß unser geliebter Gatte und Vater Abraham Johann Fröse im Alter von 61 Jahren, 11 Monaten und 15 Tagen, wohnhaft in Schöneberg, Chortitzer Kolonie, heimgegangen ist. Im Jahre 1909 in den Weihnachtsferien wurde er plötzlich krank, wo er nach etlichen Tagen Krankenlager wieder mehr Genesung fand, doch die völlige Gesundheit nicht mehr erreichte, es zeigte sich Geschwulst in dem untern Körper. Im Frühjahr dieses Jahres stieg in ihm ein besonderes Verlangen auf, den lieben Bruder in der Orenburgschen Kolonie und die lieben Kinder in der Saratowschen Kolonie und die verschiedenen Freunde in New-York zu besuchen, welches ihm auch mit des Herrn Hilfe gelang, daß er wieder froh und glücklich in unsere Mitte einkehren durfte, wo wir uns dann noch eine kurze Zeit miteinander freuen durften, nachdem die Geschwulst im obern Körper vorüberging und ihm in der letzten Zeit besondere Schmerzen bereitete, ist er nach zweitägigem Krankenlager den 20. August 2 Uhr nachmittag sanft im Herrn entschlafen. Die letzten Tage, nach dem er sich schon früher dem Herrn ergeben, benutzte der Herr, ihn zu reinigen. Er wurde am 23. August zu seiner letzten Ruhestätte gebracht.

Todesanzeige.

Omsk - Post, 14. September.

Im Auftrage des lieben Onkel Ar. Ar. Lepp teile ich allen Geschwistern und Verwandten in Rußland und Amerika mit, daß am 12. dieses Monats, 6 Uhr abends seine liebe Gattin Katharina, geborene Fröse, nach fünfzigtägiger Krankheit in einem Alter von 50 Jahren, 1 Monat und 12 Tagen selig im Herrn entschlief. Sie hinterließ ihren Gatten und 5 Töchter. Morgen, am 15. findet die Beerdigung statt. Sie schaut den, an welchen sie 37 Jahre kindlich geglaubt.

Ich, meinerseits kann nicht anders als dieser lieben Tante einen kleinen Nachruf widmen. — Wenn der König David in einer seiner schwersten Stunde klagen mußte: „Wie sind die Helden gefallen . ." so gilt dieses auch ganz entschieden von Tante Lepp, denn sie war eine Heldin! Wenn sie auch nicht in offener Schlacht ihren Heldenmut bezeugte, so hat sie es doch im Verborgenen bewiesen, daß sie mit Kraft aus der Höhe ausgerüstet war. Sie war überall, in der Familie, Nachbarschaft und Gemeinde eine große Stütze und Hilfe. Ueberall sah und spürte man es, daß sie Lebenskräfte aus dem oberen Heiligtume zog!

Jakob Hübert.

Bekanntmachung.

Bitte, das Folgende in der Rundschau zur Bekanntmachung aufzunehmen: Allen meinen lieben Freunden und werten Bekannten in Rußland wie auch in Amerika diene zur Kenntnis, daß meine Adresse jetzt „Post Halbstadt, Gouv. Taurien, J. J. Mandtler" ist. Der innigste Wunsch des lieben Vaters war, daß ich und meine liebe Frau ihm in der Wirtschaft zuhilfe kommen möchten. So es des Herrn Wille ist, sind wir schon November Monat beim Vater. Grüßend,

J. J. Mandtler,

Elan - Sagatsch, Gouv. Taurien, Kopaschly, Rußland.

Berichtigung zu

„30 Tage im Bethel Diakonissen Hospital zu Newton, Kans." Freund Lempke schreibt, daß es in seinem Bericht in Nummer 44, Seite 4 und Spalte 3 heißen sollte: „da waren auch Schwestern, die zur Krimer Mennoniten?Gemeinschaft gehörten" anstatt wie dort steht: „die zu keiner Mennoniten-Gemeinschaft gehörten." DerFehler ist uns umsomehr zuwider als wir an dem Wörtchen „zur" hätten merken können, dß das fragliche Wort nicht „keiner" zu lesen sei.

In derselben Nummer kommen in dem Bericht von J. B. Köhn auf der 6. Seite, Spalte 3 folgende Unrichtigkeiten vor: „August T. Köhn" sollte heißen „August T. Köhn"; „J. T." sollte heißen „T. J." und Heinrich Buller ist nicht der Vater, sondern der Bruder des alten Peter Buller.

Mission.

Y o k o h a m a, Japan, den 6. Oktober 1911.

Werte Rundschauleser!

Gruß vom fernen Osten! Hoffentlich habt ihr unsere Nachricht von Honolulu erhalten. Den 25., neun Uhr morgens kamen wir dort an. Wir machten uns gleich auf, um dort einige Sehenswürdigkeiten zu betrachten. Als wir nun zu dem Gange kamen, der vom Schiff hinunterführt, standen zwei Schwestern da, um uns aufzunehmen. Diese hatten wir auf unserer Heimreise kennen gelernt. Die eine bot sich uns als Führer an, während die andere heim ging, für uns alle Mittag zu bestellen. Wir nahmen dann die Straßenbahn, die uns durch den schön angelegten Geschäftsteil Honolulu's und den Teil, wo die schönsten Wohnplätze sind, führte. Jedes Sträuchlein ist so wunderschön grün und überall blühen die prachtvollsten Blumen. So prächtig soll es hier das ganze Jahr hindurch sein. Die Witterung ist fast immer dieselbe. Auf diesen Inseln gibt es große Zuckerrohr-Plantagen, von welchen die Vereinigten Staaten viel Zuckerrohr beziehen. Es sollen jährlich 50 000 Tonnen dieses Rohrs produziert werden. Als wir an das Ende der Straße kamen, fuhren wir in eine andere Richtung. Da sahen wir ganze Felder Bananenbäume, und die Pineappels, (Ananas) wachsen hier in Massen, sowie auch viele ander tropische Früchte. Für 15 Cents hatten wir nun viel gesehen. Die Zeit war auch schon da, wo wir zu Mittag kommen sollten, welches auch mit unserem Gefühl stimmte. Nachdem wir eine recht wohlschmeckende Mahlzeit zu uns genommen, hatten wir noch eine recht erbauliche Unterhaltung mit Gesang, Lesen des Wortes Gottes und Gebet. Weil wir noch einige Geschäfte zu erledigen hatten, mußten wir schon eilen. 5 Uhr ertönte das Signal, und in wenigen Minuten war das Schiff vom Ufer gelöst und es ging wieder auf die See.

In den ersten paar Tagen war es uns wieder etwas wackelig, daß manchem von uns sehr unwohl wurde, doch weiterhin war das Wetter schön. Wir wurden oft erfrischt durch Gottes Wort. Wir lasen jeden Tag gemeinsam ein Kapitel und nahmen auch das Studium der chinesischen Sprache auf. Die neuen Arbeiter haben schon einen schönen Anfang.

In den letzten paar Tagen war das Meer wieder etwas unruhig, wodurch das Verlangen, Land zu sehen, wieder etwas stärker wurde. Jetzt sind wir, Gott sei Dank, glücklich bis hier. Noch eine Woche, dann sind wir, wenn alles gut geht, in Shanghai, China.

Nun, wir empfehlen uns noch wieder eurer Fürbitte.

H. C. u. N e l l i e B a r t e l.

N a g a s a k i, Japan, den 7. Oktober 1911. Ihr Lieben daheim!

Durch Gottes Gnade sind wir heute morgen sehr früh auf der letzten Station, Japan, angelangt. Der Herr ist uns wunderbar nahe gewesen, und die Reise hat bisher sehr gut gegangen. Der Name des Herrn, unseres Gottes, sei gepriesen!

Ich sende hiermit einen Brief von einer unserer Arbeiterinnen. Dies ist die letzte Nachricht, die wir von China haben:

Tsao Hsien, den 15. Sept. 1911.

Geliebte im Herrn!

„Ich bin der Herr, euer Heiliger, der ich Israel geschaffen habe, euer König." — „Ihr sollt meine Zeugen sein", spricht der Herr, und „mein Knecht, den ich erwählet habe. Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöset. Ich habe dich bei deinem Namen gerufen; du bist mein." — „Denn so du durchs Wasser gehest, will ich bei dir sein, daß dich die Ströme nicht sollen ersäufen." — „So spricht der Herr, der im Meer Weg und in starken Wassern Bahn macht."

Wir hoffen, daß ihr Japan glücklich erreicht habt, wo Ihr diesen Brief empfangen werdet. Hoffentlich werdet ihr die Wahrheit obiger Gottesverheißungen erfahren haben bis soweit. Wir beten für euch und sehen dem Wiedersehen mit großer Freude entgegen.

Wir sind froh, daß soviele mit euch kommen; aber wir wissen nicht, wer die Kommenden sind. Wir sprechen oft davon, und Br. Shrag meint: Wir werden es schon erfahren, wenn sie erst hier sind.

Wir sind hier gegenwärtig nur unser vier. Ich speise mit den andern, denn Schw. Benz ist in Shan Hsien und hilft Schw. Schmidt, Levi zu pflegen. Er ist sehr krank; aber gestern hörte ich, daß er schon besser sei. Wir hoffen, daß er mit Gottes Hilfe wieder gesund wird. Die Hoffnung auf Gott ist die einzige, wirkliche Hoffnung, nicht wahr?

Donnerstag fuhren wir, Schwester Allen, ich und vier Mädchen nach Tswei Chuang, wo ich bisher noch nicht gewesen war und wo wir eine gesegnete Versammlung hatten. Wir fuhren noch denselben Tag heim. Ehe wir heimkamen, wurde es sehr finster und wir verloren den Weg. Schwester Allen stieg ab, um den Weg aufzusuchen, und ich fuhr. Wir beteten, daß der Herr uns auf den rechten Weg bringen möchte, und bald tauchte vor uns ein Mann auf, der uns etwas Aufklärung geben konnte über die Gegend, wo wir uns befanden. Wir waren nur fünf Li (fast ein und einhalb Meilen, wie? Ed.) von zuhause entfernt, konnten aber nichts sehen. Als wir jedoch weiter fuhren, stießen wir auf einen andern Mann, dem wir etwas Geld boten, damit er uns heim bringen sollte. Aber bald sahen wir vor uns ein großes Licht und merkten, daß man uns von Hause aus entgegen kam, uns zu suchen. Selbstverständlich waren wir sehr froh. So nahe kann man sich an der Heimat befinden, und doch noch den Weg verfehlen.

Die Leute in Tswei Chuang fragen alle, ob ihr schon von der Heimat aufgebrochen wäret. Sie allen wollen kommen, euch zu sehen, sobald Ihr hier seid. Die Mädchen fragen alle Tage: „Wo sind sie jetzt?" „Kommen sie noch nicht?" Ich fürchte, wir werden kaum imstande sein, sie bei Eurer Ankunft in Ordnung zu halten. Das wird eine unaussprechliche Freude sein. Doch wir zählen fast alle schon die Tage vor Ungeduld.

Geschw. Kuhman sind schon über eine Woche in Tang Shan, und der Herr ist mit ihnen. Sie möchten gerne bald Land kaufen um zu bauen. Nun lebt wohl, bis wir uns wiedersehen! Gruß von Allen an Alle. A. Nyffenegger.

Wir hoffen die Lieben nun bald wieder zu sehen, und den Kampf mit neuem Mut wieder aufzunehmen.

Wir sind heute morgen in diesem Hafen gelandet. Von hier müssen wir ein anderes Schiff nehmen nach Shanghai.

Eure Geschwister auf dem Wege nach den Verlorenen Chinesen.

H. C. u. N e l l i e B a r t e l.

T s a o H s i e n, Shantung Prov., N. China, den 28. September 1911.

Werte Freunde!

Einen Gruß des Friedens Jesu Christi zuvor! Ehe wir mit Sack und Pack nach Kai Chow hinübersiedeln, möchten wir der Rundschau noch ein Lebenszeichen auf ihre Reise mitgeben. Vielleicht würde es die Freunde interessieren, einige Notizen von unserer Reise nach Shanghai zu lesen.

Am 21. fuhren wir in Gemeinschaft der Geschwister Peter Kiehn von Tsao Hsien los. Wir haben hier noch keine Eisenbahn in unserer Umgebung; aber da die Geschwister hier einen amerikanischen Wagen besitzen, so war uns schon viel geholfen. Unsere Sachen mußten wir jedoch auf Schubkarren befördern. Bei Shan Hsien blieben wir bei den Geschwistern Schmidt übernacht. Am folgenden Tag ging unsere Reise weiter; wir hatten aber die Schubkarren auf einen Eselwagen gewechselt.

Am zweiten Abend gelangten wir zu einem kleinen Fluß. Hier luden wir alles auf zwei kleine Boote und begannen somit unsere Wasserreise, die auch nicht ganz kurz sein sollte. Am nächsten Abend gelangten wir noch nach Nan Yong, wo wir ein großes Hausboot mieten wollten; doch dies gelang uns erst, nachdem wir am folgenden Tage andere vierzig Meilen auf einem kleinen Boot zurückgelegt hatten. Dies kleine Boot bleibt mir besonders in Erinnerung, da ich stark an Saskatchewan erinnert wurde, indem wir diese Nacht einen Kampf mit den „Langbeinen" hatten. Nicht wenig erfreut waren wir daher, als wir endlich ein großes Hausboot besteigen konnten.

Kiehns gedenken nämlich mit diesem die Geschwister H. C. Bartel samt den neuen Missionsgeschwistern von Shanghai abzuholen.

In der Provinz Shantung war es ziemlich trocken für die jährliche Regenzeit; aber sobald wir den großen Kanal erreichten, merkten wir den Unterschied: Ueber einhundert Meilen lang war auf beiden Seiten des Kanals, soweit unser Auge reichte, alles unter Wasser. Auf Stellen sah man hie und da jemand auf einem Kahn fahren und sich vom hohen Getreide die Aehren abschneiden. Viele Häuser standen über halb im Wasser, andere waren schon zusammen gefallen. Doch dies ist nicht alles, sondern beim Yangtze-Fluß mußten wir auf unserer Rückreise dasselbe sehen. Man sagte uns in Shanghai, daß im ganzen einhundert Familien durch die Flut von ihren Heimaten vertrieben worden seien, und daß viele dabei ihr Leben verloren hätten. Diese Zahl scheint im ersten Anblick groß, aber denkt man erst daran, wie dicht die Häuser hier in China stehen, und wie viele Familien oft in einem Hause wohnen, dann darf diese eben angegebene Zahl nicht übertrieben sein. Wir sind sehr dankbar, daß unsere Gegend vor Ueberschwemmungen bewahrt geblieben ist; und unser Gebet steigt auf zu Gott für diese so schwer Betroffenen.

Wir durften uns im letzten Jahre freuen über so viele Geschwister im Heimatlande, daß sie sich der Not in China annahmen, da aber die Ernte in diesem Jahre so

gering ausfällt, wird vielleicht mancher, der sonst so gern beigesprungen, mit sich selber zu tun haben. Doch der Herr aller Herren wird auch wieder einen Weg haben.

Nun aber zurück zu unserer Reise. Mit dem großen Boot hatten wir auch unsere Plage. Gegen den Wind konnten unsere Leutlein nicht gehen, und hatten wir günstigen Wind, da kamen wir wieder bald zu einer Brücke, welche des Wassers wegen nicht geöffnet werden konnte.. Nachdem wir schon an zwei Wochen auf dem Boot verweilt hatten, ohne weit voran zu kommen, entschloß ich und meine liebe Frau uns, mit dem kleinen Sohn voraus zu gehen. Wir bestiegen somit ein kleines Boot jenseits der Brücke und segelten weiter. Am zweiten Tage durften wir in Tsingkiang Pu ein kleines Dampfschiff besteigen, das uns am folgenden Tage bis Chingkiang brachte, noch früh genug, um den Zug nach Shanghai zu nehmen, wo wir Samstag abend spät im Heim für Missionare uns zur Ruhe begaben.

Aus dem Innern des Landes geht der Missionar zu diesen ausländischen Hafenstädten, um sein Nötiges zu kaufen und vielleicht einmal wieder etwas von den Sitten und Gebräuchen seines Vaterlandes zu sehen. Doch was das Erstere anbetrifft, da wird er oft bitterlich getäuscht, denn die Sachen, die er doch so nötig haben muß, sind oft so hoch im Preis gestellt, daß er nur an seine Missionstasche denken muß, wie balddie wohl trocken laufen wird. Was aber das Letztere betrifft, da muß er sich oft die Hand vor den Mund halten; denn wer könnte ahnen, was der König der Mode nicht alles einführe! Blickt man in das Leben und Treiben der Leute, dann erkennt man bald, wie wenig die Leute das hohe Ideal einer Hafenstadt eines Heidenlandes in sich tragen. Wir freuen uns der Einführung der ausländischen Entdeckungen und Erfindungen; doch vieles wird zum bittern Herzeleid der Missionare und zum Verderben der Chinesen eingeführt. Ein mancher Ausländer ist für das Verlorengehen vieler Chinesen direkt verantwortlich.

Ganz anders sind viele Ausländer des Innern des Landes, obzwar auch nicht Missionare. Auf unsrer Rückreise rechneten wir nach guter Information bis nach Hsii Chow Fu auf der Eisenbahn fahren zu können, doch dies erwies sich später als irrig. Denn auf der Fahrt von Nan King nach Hsii Chow Fu konnten wir bloß bis Peng Pu Billet kaufen. Wir waren somit in einer schwierigen Lage, denn dieses ließ uns über hundert Meilen von Hsii Chow Fu entfernt. Dazu war diese Gegend noch sehr naß. Wir sollten wir da überland reisen, und noch auf Schubkarren? Dazu hatten wir noch einen schweren Regen, ehe und während wir ausstiegen. Peg Pu hat keine Herberge oder sonst einen Platz für Reisende. Wir waren schon fast durchnäßt auf dem Zuge, und nun war sonst kein Platz als ein Schutzdach am Depot. Dort suchten wir unterzukommen; doch unerwartet in all dem Regen erschien ein Herr Draten und ein Fräulein Murdoch. Den Herrn hatten wir schon auf dem Zuge getroffen. Er selbst war ein Beaufsichter der Eisenbahnkonstruktion. Sie beide brachten uns eine freundliche Einladung von Herrn und Dame Bornes, für die Nacht zu ihnen zu kommen, obzwar diese beide krank im Bett sich befanden. Hier wurden wir durch warmes Essen und trockenes Bett erquickt, und der Herr Bornes, als Beamter der Eisenbahn sandte uns in seinem eigenen Wagen mit einem Arbeitszuge nach Hsii Chow Fu. Wir konnten unserm Gott nicht genug danken, daß er uns solche edle Leute auf dem Wege finden ließ, die uns trotz aller Krankheit so liebend entgegen kamen.

Bei den Missionsgeschwistern in Hsii Chow Fu fanden wir wiederum freundliche Aufnahme. Nachdem wir uns aufs Neue gestärkt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Diesmal aber auf einem chinesischem Eselwagen. Vier Tage hatten wir noch über Land zu fahren, bis wir endlich Tsao Hsien erreichten. Unsere ganze Reise hatte etwas über einen Monat in Anspruch genommen und dieses war nach allem Urteilen noch sehr schnell. Meine Frau war auch recht müde geworden, aber sonst hat uns die Reise gut getan, und wir haben ja auch dürfen einige nötige Geschäfte erledigen, ehe wir uns nach Kai Cow begeben, denn nächste Woche werden wir wohl übersiedeln, und dort die aktive Arbeit aufnehmen. Mit einem herzlichen Gruß an alle Verwandten und Freunde und an alle, die ein Herz für die Reichsache des Herrn Jesu haben, verbleiben wir,

Eure geringen Geschwister im Herrn,

H. J. u. Maria Brown.

Fortsetzung von S. 8.

ben. Ich habe feste Hoffnung, daß es wird besser werden.

An unserer neuen Bahn wird auch schon geschafft und Material auf einer andern Bahn herbeigefahren, 30 M. von Syracuse. Da ist also Hoffnung, daß es eine Bahn gibt. Das wäre ein großer Vorteil für uns, denn es nimmt zu viel Zeit, das zur Stadt Fahren.

Ich denke, ich muß jetzt schließen mit meinem unvollkommenen Schreiben; ich habe es nicht besser gelernt. (Das ist eben unser Los, das wir tun müssen alles, was wir können; aber es kann auch niemand mehr von uns verlangen. Editor.)

Ich will noch etwas bemerken von unserer Einsamkeit. Wir sitzen hier als in einer Verbannung, weit ab von allen Deutschen. Das ist auch durch den Martenshandel gekommen; aber es ist eine Lehre für uns. Wir sind allein auf den Herrn und sein Wort angewiesen; doch wäre ein Besuch von Geschwistern uns sehr nützlich. Wir haben drei Meilen ab eine englische Sonntagsschule, auchPredigt jeden andern Sonntag. Wünsche allen Kindern Gottes viel Gnaden, den rechten Kampf zu kämpfen, damit wir als Sieger einst können eingehen und zur Rechten des Herrn stehen.

D. J. Friesen.

Oklahoma.

Lorena, Okla., den 28. Oktober 1911. Werter Editor der Rundschau!

Einen Gruß des Friedens an dich und an die Rundschauleser!

Viel Neues ist von hier zwar nicht zu berichten. Es sieht hier jetzt ganz anders, winterlich aus, indem die Felder mitSchnee bedeckt sind. Es fing Donnerstag, den 26. abends an zu regnen, und als wir den 27. des Morgens aufstanden, war alles unter Schnee. In den acht Jahren unseres Hierseins haben wir es noch nicht erlebt, daß um diese Zeit des Jahres alles mit Schnee bedeckt war. Der meiste Weizen, der gesät ist, ist schön aufgegangen, und solcher, der noch nicht auf ist, kann jetzt aufgehen; auch heute regnet es. Wir sind alle voll Hoffnung auf eine gute Weizenernte im nächsten Jahr. Aber dem Milomize hat der Schnee ziemlich Schaden getan, weil jetzt viel davon umfällt und somit viel umkommt.

Die Arbeiter sind hier sehr knapp, und wenn es erst wieder schön wird, werden sie sehr gesucht werden, denn es ist noch viel Cafircorn und Milomize im Felde, die eingeerntet werden soll. Die Arbeiter erhalten einen guten Preis, bis zu einem Dollar und fünfzig Cents den Tag.

Nun muß ich noch ein wenig nach Rußland zu Tante Reimer, Friedensruh. Wie wir gehört haben, soll Onkel Jakob Reimer gestorben sein. Ich schrieb vor ungefähr einem Jahr einen Brief an Sie, habe aber nicht Antwort bekommen. Bitte, liebe Tante, schreiben Sie uns doch, ob Sie den Brief erhalten haben! Es sind da noch andere Anverwandten, Vetter und Nichten, bitte, schreibt doch einmal an uns. Ich werde suchen, die Briefe zu beantworten so gut ich kann und weiß. Auch ist dort im Sibirischen eine Schwester meiner Frau, Heinrich Neufelds (er soll tot sein).. Sie sollen irgendwo bei Barnaul wohnen. Vielleicht ist jemand der Leser so gut, und gibt ihr dies zu lesen, wenn sie die Rundschau nicht selbst halten! Im Voraus unsern Dank dafür. Wir möchten gern die Adresse der Schwester haben! Unsere Adresse ist: Lorena, Beaver Co., Okla., U. S. A.

Isaak M. u. M. Wiens

Eakly, Okla., den 30. Oktober 1911. Endlich haben wir den langersehnten Regen. Es hat hier zwar noch während der Ernte oft und sehr geregnet, aber durch den ganzen Oktober und die letzte Hälfte des September hatten wir nur ein paar kleine Schauer, die den Boden keinen halben Zoll tief naß gemacht hatten. Von dem gesäten Weizen ging ein Teil auf, während der andere Teil noch so ist, wie er im Speicher war; etliches ist wohl auch schon verdorben, doch jetzt wird der, der noch keimfähig ist, auch aufgehen können.

Heu hat es hier dieses Jahr viel gegeben; auch das in Weizenstoppel gesäte Milomize, Kafircorn, Corn und Broomcorn ist noch teilweise reif geworden, alles gibt aber gutes Futter zum Winter. Corn, welches spät gepflanzt worden ist, ist ziemlich gut. Es ist hier solches Corn, das über zwanzig Buschel vom Acre gibt, eini-

ges sogar dreißig; aber das früh gepflanzte ist nicht gut geraten. Weizen hat es von ein bis 12 Buschel vom Acre gegeben, Hafer ebenso. Alles in allem genommen, können wir hier in unserm County sagen: Gott sei Dank, daß wir noch so gesegnet wurden, da auf vielen Stellen hier in Oklahoma nichts gewachsen ist.

In kirchlicher Beziehung müssen wir sagen: „Mächtige Ströme des Segens haben sich über unsere Gegend ergossen.“ Im August hielten hier in Eakly die Methodisten verlängerte Versammlungen, wodurch sich viele zu Gott bekehrten, und jetzt wird hier fleißig gearbeitet, um Mittel aufzubringen, eine Kirche zu bauen. Sonst hatten die Methodisten hier alle Jahre verlängerte Versammlungen, weil hier aber keine Kirche ist, kam nur jeden Monat einmal ein Prediger her, und es war immer bald wieder alles eingeschlafen, sobald er fort war. Jetzt hoffen wir aber das Beste. Auch die Christian Kirche hat hier eine Gemeinde von 60 Gliedern gesammelt und wird regelmäßig Andacht und Sonntagsschule haben. Wenn nun beide englischen Gemeinschaften jetzt treu arbeiten und wir Mennoniten und die M. Brüdergemeinde das Unsere tun und Gott seinen Segen nicht entzieht, so wird hier bald vieles anders werden, als es bis jetzt war.

Unser Jugendverein hat dies Jahr ein Fest mit den Kindern veranstaltet, wo wir auch reich gesegnet wurden. Wir hatten auch ziemlich Besuch von den hier wohnenden Gliedern der Menn. Br. Gemeinde, sowie auch von Korn. Okla. Etwas später feierten Geschwister C. P. Stucky silberne Hochzeit, bei welcher Gelegenheit wir wieder Besuch hatten. Und letzte Woche, den 19. Oktober feierte P. A. Görtz, Sohn von Abr. Görtz, Aeltester in Rußland (ich glaube, er ist letzten Januar gestorben), mit Emilie Zergen, beide Glieder unserer Gemeinde, Hochzeit, wobei wieder Besuch war. Am Montag, den 23. Oktober fuhr das junge Paar nach Pittsburg, Pa., wo Br. Görtz Sprachstudien betreiben wird. Jetzt kommt die Westliche Distrikt - Konferenz, und da sehen wir wieder vielem Besuch entgegen, da die Bergtal Gemeinde nur etwa zwanzig Meilen von uns entfernt ist. So können wir wieder sagen: Der Herr hat alles wohlgemacht!

Gruß von

P. R. Kaufman.

Canada.

Altona, Man., den 3. November 11.
Werte Rundschau und Leser derselben!

Es treibt mich, etwas über die Segnungen, die der Herr uns gestern zuteil werden ließ, zu schreiben. Es ist ja durch die Zeitungen bekannt geworden, daß am 2. und 3. November die Lehrerkonferenz hier in Altona tagen sollte, welche jährlich in unserem Bezirk abgehalten wird. Da sich die Gelegenheit dazu so gut bot, nahm ich auch den ersten Tag, da alles in Deutsch war, daran teil, und will heute, während die andern sich in der englischen Sprache weiter erbauen, wovon ich leider zu wenig verstehe, etwas darüber sagen, was ich persönlich von der Lehrerkonferenz habe.

Der Eindruck, den ich von der Konferenz mitgenommen habe, ist ein überaus segensreicher. Die verschiedenen Referate, die geliefert wurden, waren gut durchgedacht und biblisch begründet. Es zeigte sich, daß die Erkenntnis und Erfahrung beim Erziehen der Kinder gesammelt, aufgeschrieben worden, und mit Begeisterung vorgetragen wurde. Man sahe, daß es den Lehrern, wenigstens denen, die öffentlich Anteil daran nahmen, Herzenssache war, daß das Wohl der Kinder ihnen am Herzen lag. Denn aus den jetzigen Kindern besteht die Welt nach uns. Wir werden nicht immer leben, und nach uns nehmen unsere Kinder unsere Stelle ein. Es zeigte sich, daß sie sich gegenseitig anspornten, mit Leib und Seele sich ihrem Beruf zu widmen in dem Bewußtsein dessen, daß der Einfluß, den die Lehrer auf ihre Kinder ausüben, ein bleibender sei, daß es deshalb so nottue, die Kinder von klein auf in christlichen Schulen auf christliche Bahnen zu lenken. Es wurde auch sehr stark betont, daß das Fundament zu einer christlichen Erziehung zuhause gelegt werden muß, worauf dann die Lehrer, als Gehilfen der Eltern, bauen helfen sollen.

Zunächst beeinflußt die Mutter das Kind. O, wie tut es da so not, daß auch die Mütter sich an solchen Erziehungsbestrebungen beteiligen! Wenn wir Mütter unsere Aufgabe richtig erkennen würden, könnten wir keineswegs gleichgiltig unsern Lehrbestrebungen gegenüber sein, denn von uns wird die erste Pflichterfüllung verlangt, in dem, wovon geschrieben stehet: Weiset das Werk meiner Hände zu mir, oder: Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!

Geliebte Mitschwestern, laßt es uns ans Herz gelegt sein! Wir sind die ersten, die eine Verantwortlichkeit den Kindern gegenüber haben. Es ist nicht genug, wenn wir unsere Kinder mit Nahrung und Kleidung für den Leib versorgen. Der Herr Jesus selber sagt: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Unsere Aufgabe ist eine weit größere,, weit wichtigere. Der inwendige Mensch bedarf der Pflege noch mehr wie der äußere, weil er für die Ewigkeit bestimmt ist, der äußere aber nur für diesseits des Grabes. Ein verfehltes Leben läßt sich oft zurückführen auf eine verkehrte Grundlage des Betreffenden.

Man muß oft den Ausspruch hören: Warum brauchen die Jungfrauen so viel zu lernen? Zum bei-der-Wiege-sitzen brauchen sie es nicht. — Und doch, eben dort brauchen wir die Gelehrsamkeit, die Kinder schätzen, sie lieben und für den Himmel erziehen zu können. Die Welt wird von den Männern regiert und beherrscht. Wo kommen aber die für die menschliche Gesellschaft nützlichen Männer her? Es wurde uns gestern wieder, wie schon oft, frisch ins Gedächtnis gerufen: Von den Müttern, die ihre Aufgabe erkennen. Aber mit Bedauern muß man sagen: Trotzdem der Versammlungsplatz bis auf den letzten Sitz voll gedrängt war, beteiligten sich zu wenig an den Erziehungsbestrebungen, zu wenig.

Ach, es wird mir meine Aufgabe manchmal so groß, daß ich mir schon oft die Frage vorgelegt habe: Warum, Herr, hast du mir eine so große Schaar Kinder anvertraut, die ich nicht würdig, noch fähig bin in rechter Weise zu erziehen? Aber Gott sei Dank, der Gnade für Recht ergehen läßt. Wenn man dann hört, daß Lehrer, zum Teil kinderlose Lehrer diese Aufgabe nicht nur so gut, sondern noch besser fühlen und verstehen als wir Eltern, daß auch wir noch von ihnen Belehrungen annehmen können, dann fühlen wir uns ermutigt und gestärkt, daß wir nicht allein an dieser großen Arbeit stehen, sondern daß wir Hand in Hand mit ihnen dem ewigen Ziele zustreben, und freuen uns, von ihnen hören zu dürfen, daß auch sie durch unsere Teilnahme gestärkt und ermutigt werden, die weiteren Kämpfe des Schullebens auf sich zu nehmen.

Gott gebührt die Ehre, der das Werk in uns angefangen.

Dies diene als Antwort auf die allgemeine Frage: „Was haben wir persönlich von der Lehrerkonferenz?

Die Witterung ist zeitgemäß; der Gesundheitszustand allgemein gut hier herum.

Und dieses wünscht von Herzen allen denen, die es lesen

Maria Epp.

Der „Mitarbeiter“ ist gebeten zu kopieren.

Rußland.

Tiegenhof, den 1. Oktober 1911.
Lieber Br. Wiens!

Ich möchte auch nicht zu oft kommen mit Eingaben für die Rundschau, daß ich doch nicht lästig würde, aber ich kann diesmal nicht gut anders, darum bitte ich, dieses doch noch wieder aufzunehmen, obzwar ich kürzlich geschrieben hatte! (Sei herzlich willkommen. Ed.)

Ich finde da nämlich in No. 40 der R. von einer lieben Freundin Sara Rempel „Ein Wort an J. E.“ usw. Ich möchte da eine kleine Antwort auf geben. Ich habe den Brief von dir, liebe Sara, leider nicht erhalten, ist mir aber schade, lese so gern etwas von den Lieben in Amerika. Die Adresse ist doch wohl nicht ganz richtig gewesen, denn ich bekomme doch viele Briefe und Zeitschriften von Amerika, Deutschland usw. Es freut mich aber sehr, daß du dich hören läßt per Rundschau. Die gewesene Frau J. B., jetzt Frau Thießen war sehr krank; ist aber wieder gesund. Sohn J. B. traf ich im Juni in Tiegenhagen bei J. Rempels auf der Doppelhochzeit, einer silbernen und einer grünen. — Sonst weiß ich von all den Kindern nichts zu berichten.

Daß dein Weg himmelan geht und du auch wünschest bei Jesu zu sein, l. Sara, folgere ich aus deinen uns Lesern zugeschickten Schlußgruß: „Gott mit Euch“ (ja Gott mit uns!) „bis wir uns wiedersehen!“ Meine mir so lieb gewesene, vor sechs Jahren verstorbene Frau hieß auch Sara Rempel. Sie war ja deine Tante, weil dein Papa ihr

Doppelcousine war. Meine jüngste, zwanzig Jahre alte Tochter heißt auch Sara. In Hillsboro, Kans., habe ich einen Cousin, Dan. Unger. Dir, liebe Sara, und dir, lieber Fr. Unger, die herzlichsten Grüße. Liebe Sara Rempel, bitte sehr um einen Brief. Meine Adresse ist: „Post Sofiewskij Sawod, Kreis Alexandrowsk, Gouv. Jekat.

Dem lieben Freund Peter Schmidt, Oklahoma, wird ja wohl Antwort von seinen lieben Freunden werden. Ein wenig dürfte ich auch berichten. Soviel ich weiß, lebt ihre Tante Joh. Warkentin noch, war aber im Jahre 1910 sehr leidend an Rheumatismus. Sie sind aber nicht nach Sibirien, sondern ins samarische Gouvernement gezogen mit ihren Kindern. Ihre Adresse ist jetzt: Poststation Solanka, Gouv. Samara, Chuter Nowo-Iwanowka, J. J. Warkentin. Ihr Freund Abr. Löwen ist mein Schwager; unsere Frauen waren Nichten. Er war etliche Jahre Prediger-Oekonom auf der berdj. Forstei, und ist jetzt Schriftführer beim Herrn Präsidenten der Forsteien, Herrn D. Klassen, Felsental. Waren den 4. und 5. September zusammen in Halbstadt und Tiegenhagen. Ihr Cousin Jakob Löwen ist viele Jahre auch Lehrer gewesen. Er wohnt jetzt in Neu-Halbstadt und ist Prediger.

Allen „Gott zum Gruß und Jesum zum Trost".

Jakob Enns.

Warenburg, Samara, den 2. Oktober 1911.

Werte Rundschau!

Ende 1910 hatte ich einen Bericht an die Rundschau eingesandt, in welchem ich berichtete, daß wir hier an der Wolga bis Weihnachten keinen Schnee hatten und immer noch auf dem Wagen fuhren. Die Erde war hart gefroren und die Bauern sahen mit Besorgnis dem kommenden Sommer, also der Ernte entgegen. Es war lange Jahre kein so schneeloser Winter gewesen.

Jetzt ist die Ernte gekommen und zwar schwach, wie man eben erwartet hatte. Der Nachwinter hatte wohl Schnee gebracht, aber unter Mittel, und dann war der Schneefall von starken Winden begleitet, welche den Schnee von den Feldern in die Gräben und Täler trieben.

Das meiste Interesse mögen unsere dortigen Wolgaleute wohl an der neuen Landordnung hier haben. Es geht immer vorwärts mit dem Landbefestigen und mit dem Uebergang von Gemeinde- zum Einzelbesitz, und nicht mehr viele Jahre werden vergehen, und der verderbliche Gemeindebesitz ist zu Grabe getragen.

Freilich hat man noch viele, die aus Gewohnheit am alten Gemeindebesitz festhalten; aber man sieht es schon, sie sind in der Minderzahl, und es hilft alles Sperren nichts mehr: Der Stein ist ins Rollen gekommen und wird nicht mehr stehen bleiben, bis er sein Ziel erreicht hat. Wenn dort in Amerika welche sind, die ihr Landrecht hier noch haben, die sollten dasselbe baldmöglichst veräußern, d. h. verkaufen, sonst könnte es ihnen ohne Vergütung abgenommen werden, wie es einigen Straubern geschehen ist.

Mit den Volksschulen geht man hier jetzt dem amerikanischen Muster nach. Es sollen von nun an alle Schulen von der Regierung und von der Bezirkslandschaft (ungefähr County) unterhalten werden. In Straub, Kukus und Stahl sind in diesem Sommer auf Rechnung der Landschaft größere Schulen gebaut worden, wozu diese Gemeinden je einige Tausend Rubel zugestoßen haben, um in die erste Reihenfolge zu kommen; denn in den Dörfern, wo die Gemeinden nichts zustoßen, wird erst später gebaut.

In Warenburg wird jetzt auch wieder eine Schule — die vierte — errichtet, wozu das große Müllershaus durch die Landschaft angekauft wurde.

Vor ungefähr 40 Jahren hatte Warenburg eine Schule mit einem Schulmeister, welchem ein Gehilfe beigegeben war; jetzt haben wir vier Schulen mit zwölf Lehrern und zwei Schulmeistern, welche letztere den Religionsunterricht besorgen.

Also haben wir beinahe japanische Fortschritte gemacht. Aber wir sind noch nicht zu Ende des angenommenen Programms gekommen; es ist noch eine Mittelschule — Progymnasium oder Realschule in Aussicht genommen, und so werden wir bald den Amerikanern in der Volksbildung nicht mehr nachstehen.

Mit starken Stürmen haben wir sie ja auch bald eingeholt. So war am 30. September ein orkanartiger Sturm dahingebraust, welcher viele Gebäude beschädigt, und noch mehr Futterhaufen, Heu und Stroh auseinander streute. War ohne dem schon Besorgnis vorhanden, daß bei vielen das Viehfutter kaum ausreichen wird, so ist dies jetzt zur Gewißheit geworden, daß ein mancher wird genötigt sein, für das nachbleibende genug Futter zu haben, obwohl das Vieh sehr billig ist.

Was den Schnee betrifft, so sollen wir dieses Jahr, scheint's, genug bekommen, denn es hat gestern, den 1. Oktober, schon den ersten Schnee gegeben; aber wir hoffen, es solle noch einmal abgehen.

Christoph Schneider.

Alexanderkron, den 19. September 11.

Werter Editor und Leser!

Einen herzlichen Gruß der Liebe zuvor! Weil seit meinem letzten Bericht schon eine geraume Zeit verflossen ist, so will ich sehen, ob ich wieder etwas, wenn auch sehr mangelhaftes, berichten kann.

Wohl wird beim Wetter der Anfang gemacht, da aber im Sommer wie auch jetzt im Herbst das Wetter nicht besonders wechselhaft ist, so ist von demselben nichts zu berichten, als: alle Tage Sonnenschein und hin und wieder Regen.

Den 14. hatten unsere l. Eltern auf ein paar Stunden einen lieben Gast aus Sibirien, namens Dietrich Friesen. Wir waren auch hingegangen. Es hatten sich noch mehr Gäste eingefunden, so daß eine nette Anzahl beisammen war.

Jesus sagt: „Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen." So wurden wir auch durch den lieben Gast F. auf einen Spruch an der Wand aufmerksam gemacht, welcher lautete: „Durch seine Wunden sind wir geheilet." Es war dort aber nicht gesagt, wo er geschrieben steht. Wir fanden ihn in Jes. Kap. 53. Um ihn aber zu verstehen, wurde das ganze Kapitel gelesen. Dann wurde vom lieben Gast der Spruch illustriert: Wie die Schrift auf dem Schild über einem Kaufladen sagt, was im Laden zu finden ist, ebenso soll auch der Spruch im Hause sagen, was und wer in demselben ist. Besonders wichtig ist das ganze Kapitel, was der Prophet geweissagt hat. Nur zu bald schieden wir von einander und jeder nahm sein Teil Segen mit sich.

Nun, ihr lieben Freunde in Amerika, ihr seid ja alle so stumm geworden? Laßt doch mehr von euch hören! Nur du, liebe Anna Mantler, hast uns, aber vor allem die Eltern erfreut mit deinem werten Brief. Wer tut noch mehr so? —

Der Bau für einen Arzt und Apotheker ist beinahe fertig. Der Apotheker wohnt schon darin. Aerzte haben sich auch schon gemeldet. Es wird auch wohl bald einer seinen Einzug halten und dann sind wir vielen Strapazen enthoben, die besonders bei schlechtem Weg und Wetter vorkommen. Wir haben dann nicht mehr nötig, 15 oder 20 Werst nach dem Arzt zu fahren, sondern wir könne nhingehen. O, das wird ein Unterschied sein! Doch zu schätzen versteht es nur ein solcher recht, dem es schon öfter ergangen ist wie mir, daß er 50 Werst bei Nacht und Nebel zum Arzt machen mußte. Aber ein sehr kranker, besonders unsere lieben Frauen brauchen dann nicht so lange zu warten bis der Arzt kommt. Nun, wir stellen uns so viel Gutes vor, daß es unmöglich ist, es zu beschreiben; aber ob es wirklich so sein wird, wissen wir noch nicht. Gott aber möchte es geben! Wohl paßt auch hier der Spruch:

Hab nur Geduld zu jeder Zeit;
Was sicher geht, kommt sicher weit.
Wo Glück und Segen soll gedeih'n,
Muß Kopf und Herz beisammen sein.

Der Winterweizen sieht prächtig grün; es kann künftiges Jahr eine prächtige Ernte geben. Unsere lieben Eltern bestellen an alle Freunde einen herzlichen Gruß. Gesund sind sie und wir, welches wir Allen von Herzen wünschen.

Heinrich Neumann.

Utsch. Nebrowka, Pawlodar, Sibirien, den 8. September 1911.

Werter Editor und alle Leser!

Da ich wieder Schreibmaterial erhalten habe, will ich etwas von hier berichten. Aber eines tut mir leid, das ist, daß auch schon bei dem Editor dieses Blattes ein Unterschied in den Menschen ist: Als ich voriges Mal geschrieben hatte, suchte ich auch nach dem Bericht in der Rundschau, fand ihn aber lange Zeit nicht, obgleich ich schon andere Berichte gerade aus dieser Gegend lesen durfte, die viel später geschrieben worden waren. Nun, alles gut; fehlerhaft sind

wir. (Das ist leider wahr, wir sind fehlerhaft; und ganz besonders trifft dies bei dem Editor dieses Blattes zu; aber daß er sollte einen Bericht zurücksetzen, weil bei ihm in den Menschen ein Unterschied ist, mag doch wohl nicht ganz richtig sein. Was sollte ihn auch in diesem Fall bewogen haben, Ansehen der Person zu machen, da ihm die Einsender von Berichten aus jener Gegend fast ohne Ausnahme unbekannt sind? Nein, wissentlich hat er bei Aufnahme der Berichte keinen Unterschied in Rücksicht der Person des Schreibers gemacht, der Fehler muß anderswo stecken. Wenn solch ein Aufschub durch des Editors Schuld geschieht, bittet er um Entschuldigung, tragen aber andere Ursachen die Schuld daran — um Geduld! Editor)

Die Ernte ist hier beendigt. Es hat von der Desj. von 15. bis 60 Pud gegeben, d. h. diesseits des Irtysch. Fünzig Werst von hier gibt es 50 bis 120 Pud; aber auch nicht bei jedem, doch der Ansiedler darf nicht klagen. Wenn jetzt von hier Klagebriefe eintreffen, ist dem nicht so: Wer gearbeitet hat, hat sein Brot. (Gott sei Dank! Ed.)

Wir haben hier im Sommer viel Regen gehabt. Wir konnten nur schlecht dreschen; aber es hat dennoch sehr gut gegangen. Der Weizen hat einen guten Preis. Er kostet gegenwärtig von 1 Rbl. bis 1 Rbl. 20 Kop. per Pud. Wohl dem, der viel hat! Ich habe von 10 Desj. Weizen mit allem 200 Pud — hatte aber in den verflossenen Jahren viel Schulden gemacht — Hafer gab es von der Desj. 20 Pud. Es geht uns ganz gut im Irdischen; sind, Gott sei Dank, schön gesund.

Wir haben gegenwärtig sehr kühles Wetter. Es neigt sich schon immer mehr dem Winter zu. Ja, heute sogar Schnee und arg Frost, sodaß einem bangt, hinauszugehen. Hochzeiten gibt es hier auch. In unserer Nähe soll Sonnabend, den 17. Verlobung sein; bei Jakob Derksen, Herzenberg, verheiratet sich nämlich seine älteste Tochter Elisabeth mit einem Peter Wiebe. Selbiges wird Jakob Schröder, Saskatchewan, Amerika, der sein Schwager ist, erfreuen.

So jetzt gehe ich wieder zu meinen Onkeln und Tanten und der ganzen Freundschaft. Lieber Onkel Abr. Dörksen, warum schreibt ihr nicht mehr? Ich suche in jedem Blatte. Wie kommt das, lieber Onkel, daß euer Vatersname mit „K." geschrieben wird, heißt er doch Abr., und Heinrich, euer rechter Bruder, schreibt den Vatersnamen mit „David"? Meine Mutter schreibt, ihr Vater hat Abr., geheißen, und sie ist doch eure rechte Schwester, nicht wahr? Was bedeutet solches Zeichen „$" vor den Ziffern? und wieviel ist nach unserer Berechnung ein Acker. Dieser Dörksen hier auf Orenburg, ist das euer Vetter? Liebe Vetter und Nichten, schreibt doch einmal, oder muß euer Vater nur immer schreiben? Ihr habt meine Adresse, schreibt!

Lieber Freund Heinrich Heinr. Penner in Amerika, warum schreibst du so wenig, besonders von dem, was ich dich fragte? Meine Frau möchte gerne wissen, wie es deiner Frau, besonders ihrer Schwester Susanna geht. Ist Susanna auch schon verheiratet? und mit wem? Wie geht es deinen Schwiegereltern Schellenbergs? Wo sind sie? Dein Aufsatz ist mir viel zu kurz, schreibe mehr! Wie geht es Abraham, deinem Bruder? Grüße ihn sehr! Ja, lieber Freund, schreibe viel! Ich, kann sein, komme auch bald nach Amerika. Gib mir Erklärung hierüber!

Nebst Gruß verbleibe ich wie immer, euer aller Mitpilger nach Zion,

Heinr. H. Baumann.

Von California über Japan nach der Molotschna.

Reisebericht von Henry Thießen.

Schluß.

Während einer 12stündigen Eisenbahnfahrt von Yokahama nach Tsuruga lenkt der Berg Fujiyama die Aufmerksamkeit der Reisenden an sich. Er ist über 12 000 Fuß hoch und mit ewigem Schnee gekrönt. Als Stolz des ganzen Landes, dazu noch als heilig verehrt, wird er jährlich von Tausenden Touristen erstiegen. Hierzu eignen sich am besten die Monate Juli und August. Abends ging es an einem großen Binnensee Biwa vorbei. Von dort bis zur Endstation schien die Luft von Millionen sich hin und herbewegender bläulicher Funken angefüllt zu sein; es waren dies Leuchtkäfer, die nach Willkür ihr kaltes Licht verlöschen, bald wieder in mattem Schein aufleuchten lassen.

Tsuruga ist eine kleine Stadt von ungefähr 10 000 Einwohnern an der westlichen Küste Japans. Hier wohnen mehrere Russen, auch trifft man öfters Japaner, die der russischen Sprache mächtig sind. Während eines kleinen Spazierganges durch die Statt beobachtete ich einige Tischler in einer Werkstatt. Statt den Hobel und die Säge beim Wegschieben schneiden zu lassen, wird es gerade umgekehrt gemacht. Die Sägen sind 1 und einhalb Zoll breit, und zwei Fuß lang und mit ebenso langem Stiele versehen, der mit beiden Händen erfaßt wird, während zum Festhalten des Holzes beide Füße benutzt werden. Zu einer besonders auffallenden Fertigkeit im Gebrauche ihrer untersten Körperteile bringen es dieSchnitzarbeiter. Auf dem Boden sitzend, verstehen sie es, die vor ihnen liegenden mit denFüßen umklammerten Holzteile durch eine geschickte, bald nach links, bald nach rechts gehenden Bewegung immer in eine für das Stemmeisen passende Lage zu bringen.

Von Tsuruga fahren wöchentlich ein japanischer und zwei russische Dampfer der Russischen Freiwilligen Flotte — von der russischen Regierung unterstützt, — nach Wladiwostok.

Wladiwostok ist eine russische Festung am japanischen Meere, deren Hafen im Winter vermittelst Eisbrecher vom Zufrieren verhindert wird. In der Stadt und Umgebung befinden, sich viele Kasernen für das hier in sehr großer Anzahl konzentrierte Militär. Es befindet sich hier auch die einzige Universität im fernen Osten, das Oestliche Institut. Auch als Geschäftsstadt ist Wladiwostok von großer Bedeutung. Viele ausländische und auch russische Firmen haben hier ihre Filialen zum Import und Export der verschiedensten Waren.

Leider aber läßt hier das Klima viel zu wünschen übrig. Im Sommer ist es meistens kühl und trübe mit leichten Nebeln am Morgen, während im Winter sehr wenig Schnee aber viel Wind sein soll. Ich kam bald zu der Ueberzeugung, daß es mir hier, besonders nachdem ich mich an das Klima Californiens gewöhnt hatte, nicht gefallen würde, und gab meine Absicht, dort zu bleiben, ganz auf. Mir stand jetzt eine lange Reise ins Innere Sibiriens und gar nach der Molotschna bevor.

Um sich das Reisen angenehm zu machen, tut man am besten, sich von vorneherein die in Rußland üblichen Sachen anzuschaffen: ein Kissen, eine oder zwei Decken, einen Eßkorb, Teetopf, Glas, Messer, Gabel, Löffel, Tee, Zucker, und so weiter. Auf allen Stationen wird den Reisenden zum Anbrühen des Tees kochendes Wasser unentgeltlich zur Verfügung gestellt. Ferner sind dort gewöhnlich kleine Läden mit Eßwaren, auch werden seitwärts von der Stationsplattform die verschiedensten Lebensmittel von den nahe wohnenden Leuten verkauft, wie z. B., Milch, 3—10 Kop. die Flasche, gekochte Eier 10—20 Kop. das Zehntel, gebratene Hühner, 20—75 Kop., Radieschen, Sahne, Schmierkäse, gebratene, geräucherte Fische, frische und gesalzene Gurken, gebratene Ferkel, gekochtes Rindfleisch, Krebse, Sonnenblumensamen, Nüsse, Quas, Beeren, Kirschen, Blumen, usw. Warme Mahlzeiten dagegen sind nur auf größeren Stationen zu haben; diese Buffet sind gewöhnlich 125 Werst auseinander.

Für den mit den russischen Verhältnissen u. Preisen Unbekannten stellt sich das Reisen teuer, fast jeder sucht zu übervorteilen. Gepäckträger, Kutscher, Handelsleute usw. sind oft unverschämt genug, das 2—3fache des ihnen treffenden zu fordern, eine Sitte, die sehr gewiß zu verdammen ist. Man muß daher im Voraus immer genau behandeln.

In den Hotels wird nicht, wie in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, in den Preis des Zimmers alles einschließlich Handtuch und Seife mit einbegriffen, sondern man hat gewöhnlich für Beleuchtung, Heizung, Benutzung der Decken und Kissen besonders zu bezahlen. Ein anderes Uebel ist ferner die Schererei mit dem Paß, mit dem ein jeder Reisende versehen sein muß. Derselbe soll gleich nach Ankunft auf einem neuen Quartier auf der Polizei visitiert werden, wofür von den Hotels auch wieder besonders berechnet wird.

Von Wladiwostok geht es bis zur Station Nikolsk-Ussurijsk in nördlicher und von dort in westlicher Richtung ins Innere Sibiriens. Auf dieser Strecke —Wladiwostok—Irkutsk—fahren täglich nur ein Post- und Passagierzug, ein Güter- und Passagierzug und wöchentlich drei Schnellzüge. Auf der Station Pogranitschnaja ist ein Zollamt, da hier die Mandschurei, chinesisches Gebiet, anfängt. Von den chines. Zollbeamten, die sich unter einander der englischen Sprache bedienen, wird hauptsächlich

nur nach Gewehren gefragt, da die chinesische Regierung den Russen vorwirft, daß dieselben den Chungusen, eine organisierte Räuberbande, Waffen besorgen. Zu beiden Seiten der chinesischen Osteisenbahn, —ein russisches Unternehmen auf chinesischem Boden— in der sogenannten Zone der Entfremdung sieht man sehr viel russisches Militär, sämtliche Weichensteller. Wächter, und Aufseher der Arbeiter sind bewaffnet.

Die wichtigste Stadt an dieser Linie ist Charbin. Hier stieg ich auf zwei Tage ab. Charbin hat sich während der zehn bis 15 Jahre aus einem kleinen Chinesendorfe zu einer ansehnlichen Stadt emporgebracht. Von hier geht eine Zweigbahn nach dem Süden, über Mukden, Port Arthur zu.

Noch in Wladiwostok hatte ich in verschiedenen Kontoren Plakate mit der Aufschrift: „Greetings without shaking hands" —„Begrüßen ohne Händeschütteln" gesehen. Es hatte dies nicht den Zweck, die in Rußland so sehr übliche Sitte des Händedrucks bei der Gegrüßung abzuschaffen, sondern es war dies nur eine Vorsichtsmaßregel, um sich vor Ansteckung mit der Pest zu schützen. Täglich sollen derselben in dem so schwer heimgesuchten Charbin Hunderte von Chinesen zum Opfer gefallen sein, während unter dem russischen Teile der Bevölkerung dieser Stadt nur einzelne Fälle vorgekommen sind. Anfangs setzten die Chinesen der russischen Sanitätspolizei das ärgste Mißtrauen und den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Um Todesfälle zu verheimlichen, wurden Leichen in Kellern unter Kartoffeln, Kohl usw. verborgen. Kein Wunder daher, und besonders wenn man ihre unreinliche Lebensweise gesehen, daß die Pest gerade unter der chinesischen Bevölkerung so verheerend gewütet hat. Viele Chinesen ergriffen die Flucht, indem sie das allernötigste Gepäck auf einem kleinen Schlitten mit sich führten. Die der Pest erlegenen Opfer wurden außerhalb der Stadt mit Lampenöl begossen und verbrannt, dasselbe Geschick ereilte auch die armseligen Hütten, in denen sie ihren letzten Atem ausgehaucht. Die Pest trat gerade während der größten Kälte am ärgsten auf, mit dem Einzuge des Frühlings aber verlor sie sich allmählich, sodaß die russische Eisenbahnverwaltung Charbin noch im April als seuchenfrei erklären konnte.

Aus der Mandschurei wird viel Getreide nach dem Auslande geschickt, das von deutschen und englischen Firmen hier billig angekauft wird. Als Kleinhändler aber werden die Ausländer von den sehr genügsamen und vorsichtigen chinesischen Kaufleuten allmählich verdrängt. Auch scheint die chinesische Regierung den ersten allerlei Beschränkungen und Hindernisse in den Weg zu legen, besonders ist dies der Fall den Russen gegenüber.

Von Charbin sind es etwas über 24 Stunden der Eisenbahnfahrt nach der Station Mandschurija. Dies ist die Grenze zwischen der Mandschurei und dem Transbaikal. Von russischen Beamten wird nach Zucker, Tee, Seide und geistigen Getränken gefragt. Der Zucker kostet hier 18 Kop. pro Pfund, während er in der Mandschurei für 7—9 Kop. zu haben ist, desgleichen sind auch die andern um 2—3 mal teurer.

Auf dieser Station wird zum ersten Mal seit Verlassung Wladiwostoks umgestiegen. Die Zollbesichtigung findet nicht wie auf Pogranitschnaja, im Zuge, sondern in einem geräumigen Bahnhofssaale statt. Ferner muß auch der Paß hier visiert werden.

Nach einem Aufenthalt von zwei und einhalb Stunden steigt man in einen Zug der Transbaikal-Bahn, deren Waggone im Verhältnis zu denen der chinesischen Osteisenbahn viel reinlicher gehalten sind. Die Züge fahren schneller und werden von sehr höflichen Schaffnern bedient. Während einer mehrtägigen Fahrt in angenehmer Reisegesellschaft merkt man es kaum, daß man sich dem Baikalsee genähert hat, von dem man so gerne behauptet, daß er bodenlos sei.

Auf der Station Tanchoj findet die letzte Zollbesichtigung statt, es ist dies die vierte seit Ankunft in Asien. Man belästigt aber nur diejenigen Passagiere, die nach der Station Mandschurija eingestiegen sind. In einem Halbbogen geht es hart am Ufer des Baikal der Stadt Irkutsk zu, wo man wieder umzusteigen hat.

Von hier nach dem europäischen Rußland kommttäglich noch ein nummerierter (Platzkarten) Passagierzug hinzu. Obgleich man mit dem Postzuge gleich nach Ankunft in Irkutsk weiterfahren kann, so ziehen es viele vor, hier lieber neun Stunden auf den nummerierten zu warten. Da derselbe den ersteren bis Tscheljabinsk um mehrere Stunden überholt, so hat man für eine kl. Auslage v. 85 K. nicht nur den Vorteil schnellerer Fahrt, sondern man hat auch einen bestimmten Platz im Waggon, dazu ist es viel geräumiger als im Postzuge, da jeder Waggon nur eine bestimmte Zahl von Passagieren enthalten darf. Schaffner, die in den gewöhnlichen Zügen durch öfteres Nachsehen der Fahrscheine den Passagieren lästig werden, lassen sich hier nur selten sehen.

Je weiter man nach dem Westen fährt, desto häufiger begegnet man Zügen 4. Klasse, mit denen die meisten Ueberfiedler nach Sibirien und nach dem fernen Osten vorlieb nehmen.

Große Neugierde schien sich auf den Gesichtern dies. entschlossenen Leute beim Anblick unseres Zuges und seines Inhalts abzumalen, kamen wir doch aus einer Gegend und Richtung, in der sie beabsichtigten, sich eine neue Heimat zu gründen. Wohl mancher wird sich gefragt haben, wie wird es mir erst dort in der neuen Heimat ergehen, werde ich dort für alle Mühen der Ueberfiedlung entschädigt werden, wird es mir dort besser ergehen als in der alten Heimat, ja und schließlich wird es mir auch je vergönnt sein, diese noch wieder zu sehen? Solche und ähnliche Fragen glaubt man in den Blicken dieser einfachen Bauern zu lesen.

Aus den Erzählungen der nach Rußland Heimkehrenden kommt man zu der Ueberzeugung, daß es sich in Sibirien und besonders im fernen Osten gut vorwärts kommen läßt. Ja, sogar hoch im Norden, bei Jakutsk soll es nicht so übel sein, laut Aussagen einer polnischen Familie, die erst fünf Jahre in der Verbannung, und dann noch weitere fünf Jahre freiwillig dort zugebracht hatte. Es soll dort eine durchschnittliche Ernte von 9 Tschw. gegeben haben, öfters auch bis zu 20; das Land wurde von der Krone zu 8 Rubl. per Desj., gepachtet. Die dort im Winter öfters herrschende Kälte von 45 Grad Reaumur (70 Grad unter Nu llnach Fahrenheit) soll den Leuten auch nichts geschadet haben.

Nach dreitägiger Fahrt von Irkutsk aus erreicht man die Stadt Nowonikolajewsk an dem Flusse Ob, auf welchem man per Dampfer nach Barnaul, in dessen Umgegend viele Mennoniten angesiedelt sind, fährt.

Schon am vorhergehenden Tage hatte ich mich bei meinem Freunde i. Nowonikolajewsk telegraphisch angemeldet und wurde daher von diesem auf der Station begrüßt und zu einem längeren Besuch genötigt.

Der nächste Absteigepunkt war Omsk, wo die erste größere Ausstellung im westlichen Sibirien stattfand. Schon in Japan war ich durch einen Artikel in einer deutschen Monatsschrift, in welchem ich von dem wunderbaren wirtschaftlichen Aufschwunge während der letzten zehn Jahre gesprochen wurde, aufmerksam gemacht worden. Die verschiedensten landwirtschaftlichen Geräte und Maschinen waren hier ausgestellt worden, von den ganz einfachen, den wenig bemittelten Ansiedlern zugängig gemachten Maschinen bis zu den komplizierten für die Großwirtschaft bestimmten Dampfdreschgarnituren und -Pflügen. Besonders reichhaltig war die Abteilung für die Ansiedlung Sibiriens. In Wort und Bild und an den verschiedensten Landesprodukten u. Modellen vieler speziell dem Wohle der Ansiedler dienenden Einrichtungen hatte man versucht, das so ungheuer große Sibirien recht anschaulich zu machen und auf die ihm bevorstehende große Zukunft hinzuweisen.

War man bisher durch grüne Felder und Wiesen gefahren, so schien sich das Bild zu beiden Seiten der Bahn bei Omsk und weiter nach dem Westen gänzlich zu ändern, da diese Gegend von großer Hitze sehr gelitten hatte. Besonders von nördlich gelegenen Gebieten hörte man viele Klagen über totale Mißernten und Mangel an Futter, infolgedessen das Vieh im Preise sehr gefallen war. Um das allernötigste Vieh durchzubringen, beabsichtigten viele Bauern, weiter nach dem Osten zu fahren, um dort Heu zu machen, aber nur erst, wenn sie eine Ermäßigung des Frachttarifs ausgewirkt haben würden. In der Nähe des Uralgebirges schien sich die traurige Lage etwas zu bessern.

Die letzte größere Station in Asien ist Tscheljabinks, wo man zum dritten Male umzusteigen hat. Ganz allmählich geht es hier in die Berge, die Asien von Europa scheiden. Der höchste Punkt ist mit einem Grenzstein bezeichnet, dessen östliche Seite eine Tafel mit der Aufschrift „Asien" trägt, während die entgegengesetzte „Europa" heißt.

Etliche 20 Werst weiter liegt Slatoust, das durch seine Bergwerke, Stahlwaren u.

Edelsteine berühmt geworden ist. Von hier bis nach Ufa, Dawlekanowo sah es auf den stark der Reife zugehenden Feldern auch durchaus nicht vielversprechend aus. Ungefähr 100 Werst hinter der Stadt Samara fährt man über den mächtigsten Strom Rußlands, den als „Mütterchen Wolga" in vielen Liedern verherrlichten Wolgafluß. Bald darauf kommt Syfranj und später Pensa (Umsteigen). Von hier gehts über Tawolschanka und Balaschow der Stadt Charkow zu, der fünften und letzten Umsteigestation, und von da über Losowaja, Sineljnikowo und Alexandrowsk nach der Station Prischib.

Nach ungefähr zweistündiger Fahrt in einem alten, klapprigen Verdeckfederwagen auf staubiger Landstraße gelangt man endlich am 23. Juli a. St. in Halbstadt, dem Endziel seiner Reise an. Es waren genau 2 Monate und 20 Tage nach meiner Abfahrt aus dem sonnigen California. Wollte man jedoch durchfahren, ohne sich unterwegs aufzuhalten, so ließe sich diese Reise in ungefähr 32 bis 35 Tagen machen.

Preise, Entfernungen und Dauer der Fahrt auf den einzelnen Strecken dürften sich ungefähr folgendermaßen gestalten:

Los Angeles, Calif., — San Francisco 400 Werst. 1 Tag, 16 Rubl. 1 Kajüte— Seattle 1200 Werst, 2 Tage, 2 Klasse Eisenbahn; — Yokahama, 6354 Werst, 15½ Tage, 170 Rbl. 2. Kajüte (einschließlich freier Eisenbahnfahrt von San Francisco nach Seattle); — Tsuruga 350 Werst, 10 Stunden, 6 Rbl. 2 Kl. Eisenbahn; — Wladiwostok, 746 Werst, 1½ Tage, 19 Rubel, 2 Kaj.; und Wladiwostok—Prischib 8650 Werst, 15⅓ Tage, 116 Rubel, 2 Kl. Eisenbahn; hierzu noch Kost auf der Eisenbahn für 18 Tage a 2.50 - 45 Rubel; total 17-700 Werst, 35 Tage, 370 Rubel, während sich Zwischendeck und 3. Klasse Eisenbahn auf ungefähr 250 Rubel stellen würde.

Nach dem Sturm.

„Wer ist der, daß ihm Wind und Meer gehorsam sind!" — Die Jünger wußten es, wer es war, und doch ihr Staunen und ihre Verwunderung über die hier waltende Allmacht. Ja nach dem Sturm, nach überwundener Anfechtung, nach geduldigem Ausharren in Kummer und Leid — dann fällt so mancher Kämpfer bewundernd und lobpreisend auf seine Kniee und dankt dem lieben Gott, daß er alles wohlgemacht hat. Im Wüten des Sturmes sowohl, als auch in der wohltuenden Stille nach demselben wissen wir es ganz bestimmt, daß Gott immer mit darin ist, daß seine Liebe und Güte sich nie, weder in der Anfechtung noch nach derselben, verleugnen kann — und doch klagen und weinen wir manchmal so kleinmütig und dann später, wenn die herrliche Sonne das dunkle Gewölk zerstäubt, dann müssen wir uns doch unseres Kleinglaubens schämen und dem Herrn um so inniger danken. — Dies sind unsere Erfahrungen, deine und meine, mein lieber Leser, nicht wahr?

Warum sind wir in den Nöten des Lebens so kleinmütig und zaghaft? Warum dann unsere Gebete so stürmisch und manchmal so unverständig? Wir haben hohe Ursache, — unsere Lebenserfahrungen bestätigen es— dem gütigen Lenker unserer Geschicke mehr zu danken als zu bitten, und auch das Wort Gottes lehrt uns dieses, und wir können getrost annehmen, daß von drei diesbezüglichen Schriftstellen zwei zum Loben und Danken und eine zum Bitten auffordern. Die Hilfe kommt aus dem erbarmungsvollen Vaterherzen Gottes wie von selbst, aber das Danken! — Darin sind wir so laß., „Wo sind die Neune? Ist nur dieser eine Fremdling, der Gott die Ehre gibt?" — so klagt er stets über uns Undankbare. Das alles will uns sagen, daß wenn wir für die göttlichen Hilfsleistungen immer der Art Lob und Dank darbrächten, wie sichs gebührt, wir in Nöten und Anfechtungen vertrauensvoller und männlicher beten und ausharren würden. In sonnigen Stunden müssen wir Kräfte des Geistes sammeln, um in der Zeit, da uns Hilfe nottut, gerüstet dastehen zu können. Nöte und Anfechtungen sind deshalb da, um aus uns Glaubenshelden zu machen.

Es ist unumstößliche Wahrheit, was ich gelesen habe, nämlich: **„Das Wesen der Religion ist Gemeinschaft mit Gott, und es gibt keine Gemeinschaft mit Gott ohne Gebet."** Und das Gebet ist ein hochbedeutender Teil unserer Lebensaufgabe. Aber wir müssen wohl verstehen, was Gebet meint. Es gibt ein Beten ohne gebeugte Kniee und gefaltete Hände, eine niegekannte, wohltuende, heilige Stille nimmt in unserem Herzen Platz, es ist gleichsam ein Versenken der Seele in die Liebesnähe unseres Heilandes — ein sanftes Säuseln am Horeb, das die beglückende Nähe des Herrn ankündigt und alles in uns wird Lob und Dank und ehrfurchtsvolle Anbetung. Wir sind dann im Geiste in den Vorhöfen des Hauses des Herrn.

Es tut not, daß wir uns bisweilen von dem Gewirre der Welt zurückziehen und wenn es auch nur auf ein Stündchen geschieht, und solch Stündchen wird uns eine Zeit der Sammlung und der Einkehr in uns selbst, wie sie uns nottut nach der verwirrenden Fülle innerer und äußerer Erlebnisse. E. K.

Ein neuer Hörapparat.

Der Streit um die Erfindung des Fernsprechers ist längst entschieden, und Graham Bell, der berühmte amerikanische Physiolog, wird jetzt selbst nicht mehr den Anspruch erheben, diese Ehre für sich allein mit Beschlag zu belegen. Immerhin sind seine Verdienste um die entscheidende Verbesserung des Fernsprechers und seine praktische Einführung allgemein anerkannt. Später hat sich dann der alternde Gelehrte noch mit anderen Aufgaben beschäftigt und beispielsweise vor einigen Jahren durch die Konstruktion eines eigenartigen Flugdrachens Aufsehen erregt. Jetzt tritt Professor Bell, der nunmehr im 65. Lebensjahr steht, wieder noch mit etwas neuem hervor, was freilich vorläufig weniger eine bereits gemachte Entdeckung, als eine Hoffnung auf eine solche zu sein scheint. Die Verantwortung für die Mitteilung trifft die Zeitschrift „Scotsman," deren Gewährsmann eine lange Unterredung mit dem Forscher gehabt haben will. Dieser, der in allem was sich auf Sprache und Gehör bezieht, als wissenschaftliche Autorität ersten Ranges zu schätzen ist, arbeitet jetzt an einem Apparat, der jeden Grad der Taubheit zu überwinden imstande sein soll. Er ist davon ausgegangen, daß der Vorgang des Hörens nichts anderes ist als das Ergebnis von Schallschwingungen, die auf die Trommel des Ohres wirken. Diese werden dann dem Gehirn durch eine Reihe von Nerven vermittelt. Die Taubheit ist eben ein Defekt in diesen Vermittlungsorganen. Nun ist es aber bekannt, daß der Mensch durch seine Zähne hören kann. Man kann den Nachweis durch den einfachen Versuch erhalten, daß man sich die Ohren verschließt und das eine Ende eines Taschenmessers in den Mund nimmt, das andere Ende aber auf ein Klavier legt. Ebenso leicht ist es nach den Angaben von Bell, die Schallwellen dem Gehirn durch irgend einen andern Knochen und sogar durch die Schädeldecke selbst dem Gehirn zuzuführen. Professor Bell will nun einen Apparat schaffen, der, am Kopf befestigt, die Schallwellen aufnimmt und in der beschriebenen Weise unter Ausschluß des Ohres an das Gehirn weiter gibt.

Abdul Hamid als Tischler.

Vielleicht waren es Vorahnungen seines trüben Schicksals, die Abdul Hamid bestimmten, schon früh sich einen Nebenberuf zu schaffen, mit dessen Hilfe er die Mußestunden seiner Verbannungszeit zu verkürzen imstande ist. In seinem einsamen Schloß zu Saloniki raucht er nicht bloß Zigaretten, sondern er fertigt dort auch Möbel an. Als er noch in Yildiz Kiosk lebte, hatte er sich dort eine Werkstatt einrichten lassen und verbrachte darin täglich eine gewisse Zeit, um das Handwerk, das er schon als Knabe gelernt, auszuüben. Er ist ein ausgezeichneter Zeichner, und Hobel wie Säge handhabt er mit großer Geschicklichkeit. Vor etwa 12 Jahren ließ Abdul Hamid dem Zaren durch den türkischen Botschafter in St. Petersburg einen Schreibtisch überreichen, den er eigenhändig in seiner Werkstatt angefertigt hatte. Dieses Möbel, das noch gegenwärtig in Peterhof aufbewahrt wird, ist, wie es scheint, ein Wunderwerk. Sämtliche Schubladen daran sind Geheimfächer. Auch ein satz ist mit dem türkischen Wappen und einem Porträt Nikolaus des Zweiten, das Bernstein ist hineingearbeitet. Der Aufvon Brillanten umrahmt ist, geschmückt. Gegenwärtig arbeitet Abdul Hamid nur noch kleinere Stücke, die er den Offizieren schenkt, die mit seiner Ueberwachung betraut sind. D. Wochenblatt.

Der christliche Glaube ist eine Welt für sich, und es will etwas sagen, wenn Heiden, denen diese geheimnisvolle Welt bisher ganz fremd gewesen ist, den Weg in sie hineinfinden, und diese Welt ihnen so herrlich erscheint, daß sie Mut bekommen, alles zu erdulden, um Bürger derselben zu werden. Das ist Gottes Werk.

Dr. G. Warneck.

Alles ruhig in Peking.

Peking, China, 7. Nov.

Die Meldungen, daß diese Stadt in die Hände der Rebellen gefallen ist, entbehren jeer Begründung. Hier ist überhaupt nicht gekämpft worden, und nichts liegt vor, was darauf hindeutet, daß der Kaiser oder der Regent geflohen sind. Prinz Tschin vertritt den Premierminister weiter bis Juanschikai angekommen sein wird

Kein Anzeichen spricht bis jetzt dafür, daß Peking sich in Gefahr befindet. Die Ausländer in den verschiedenen Gesandtschaften sind der Ansicht, daß Peking als letzte der wichtigen Städte fallen wird. Die Anwesenheit ,vieler Mandschuprinzen spricht dafür, daß sie der Ueberzeugung sind, daß Peking noch die Stadt des Reiches ist ,die die meiste Sicherheit bietet.

Der Handel mit Rosenöl.

Noch heute ist Bulgarien das klassische Land der Erzeugung des Rosenöls, als das es schon Moltke geschildert hat, obwohl die deutsche Industrie heute ein chemisch reines Rosenöl herzustellen vermag. Welchen Umfang der bulgarische Rosenölhandel hat, beweisen die folgenden, einem Handelskammerbericht aus Philoppopel entnommenen Zahlen. Im Jahre 1909 waren nicht weniger als 10,000 Hektar (- 100 Ar 1 Ar - 10 Meter im Quadrat) Landes mit Rosenkulturen bepflanzt, die 60 Millionen Pfund Blumen lieferten, aus denen 11,500 Pfund Essenz hergestellt wurde. Die Ausfuhr des Blumenöl kommt den verschiedensten Ländern zugute. Frankreich steht an der Spitze mit 3150 Pfund, dann folgen England mit 3653, die Vereinigten Staaten mit 2032 und Deutschland mit 1672 Pfund, während nach Italien im ganzen nur 97 Pfund jährlich ausgeführt worden sind.

Ein witziger Milliardär. Eines Tages ließ sich bei dem Baron Alfons v. Rotschild ein Prinz v. L. melden. Nachdem er etwa fünf Minuten gewartet hatte, ließ er dem Baron durch den Diener sagen, daß er nicht länger im Vorstimmer zu warten Lust habe. Der Baron blickte von den Papieren, die er vor sich liegen hatte, kaum auf, und sagte, wenn er nicht draußen warten kann, soll er meinetwegen hier warten."

Im nächstn Augenblick stand der Prinz im Arbeitszimmer Rotschilds, der gerade mit einer schwierigen Multiplikation beschäftigt war. Der Baron nickte grüßend mit dem Kopfe und schrieb dann in großer Eile weiter .

„Ich möchte Sie darauf aufmerksam machen, daß ich stehe," sagte der Prinz in scharfem Tone.

„Nehmen Sie sich bitte, einen Stuhl," erwiderte der Baron mit großer Ruhe und schrieb weiter.

„Ich muß Sie ferner darauf aufmerksam machen," fuhr der Besucher immer ärgerlicher fort, „daß ich der Prinz v. L. bin."

„Dann nehmen Sie sich bitte, zwei Stühle", sagte Alfons v. Rotschild, und schrieb weiter.

Missionsbischof Tucker von Uganda hat einen der Nachahmung werten Plan, um den muhammedanischen Vormarsch im Innern Afrikas zum Stillstand zu bringen. Wie die Sendlinge des Islam ohne weitere Belastung ausziehen, sich in den afikanischen Dörfern niederlassen und ihre Religion verbreiten, so beabsichtigt der Bischof etwa hundert einfache Christen ins Feld zu stellen, von denen bereits fünfundachtzig draußen stehen, die dann von einem Missionar regelmäßig besucht und beaufsichtigt werden sollen. Die Sache wird nicht so hoch zu stehen kommen, da die Häuptlinge der betreffenden Dörfer den Unterhalt dieser einfachen christlichen Sendboten übernehmen, wozu diese vom Bischof jährlich noch vierzig Mark Taschengeld erhalten. Man hofft, diese werden einen Schutzwall bilden, den der Islam nicht so leicht überfluten werde.

Die Gütigen erkennst du schon an ihrem Lächeln, das unmittlebar das Herz ergreift wie eine göttliche Offenbarung.

Der Heringsfang.

Da schwimmt die holländische Fischerflotte, die uns den neuen Hering bringt, auf der Nordsee! Sie ist von Vlaardingen an der Maas, in der Provinz Südholland ausgesegelt, denn dieser Platz ist gegenwärtig der bedeutendste Platz für die Heringsfischerei, welche die Holländer längs der schottischen Küste betreiben, und zwar vom 24. Juni bis zum 30. Oktober. Ihr dienen gegen siebzig Buisen oder Schiffe, die alle vor dem Auslaufen neu geteert und angestrichen werden. Ihr Segel- und Tauwerk wird ausgebessert oder durch neues ersetzt. Bunte Wimpel flackern lustig zwischen dem Tauwerk und von der Spitze der Masten, während oben auf dem Steuerruder eines jeden Fahrzeugs eine größere Flagge prangt, die National-Flagge, bestehend aus drei horizontalen Streifen: rot, weiß und blau. In der Mitte des weißen Feldes steht mit großen goldenen oder schwarzen Buchstaben der Name des Schiffes. Unter dem Jubel und Abschiednehmen der Zuschauer setzt sich die Flotte in Bewegung, und steuert die Maas hinab in die offene Nordsee.

Hier beginnt alsbald das Auswerfen der Netze. Die zwölf besten Segler der Flotte sind schon ausgewählt, um die Erstlinge des Fanges, die gleich an Ort und Stelle eingepöckelt und verpackt werden, so schnell als möglich nachhause zu bringen. Diese Schiffe, die man Jager, das ist Jäger, nennt, haben ein jedes außer der gewöhnlichen Mannschaft einen Offizier oder sogenannten Hoopman an Bord, dem es obliegt, genau über die Zahl und Beschaffenheit der übernommenen Heringe, sowie über die Namen der Schiffe, die sie ihm einlieferten, Buch zu führen. Der Erlös für alle durch die Jager eingebrachten Heringsladungen, die sich als die ersten selbstverständlich als am teuersten verkaufen, wird nämlich in eine besondere Kasse getan und später, nach dem Verhältnis der eingelieferten Fische unter die Schiffe verteilt.

Mit Ungeduld sieht man in Vlaardingen Ende Juli oder Anfang Juli der Ankunft des ersten Jager entgegen. Auf den Turm des Rathauses sind zwei Wächter aufgestellt, die fortwährend nach der Küste auslugen und beim Anblick des erwarteten Schiffes einen großen, roten Ball aushängen. Dieser wird von unten gesehen und mit Jubel begrüßt. „Een bal op!" ruft der eine dem andern zu. „Een bal op!" schallt es bis in die entlegenste Gasse. Alles stürzt nach dem Kai und auf den Hafendamm.

Jedermann möchte wissen, wieviel Heringe seine Freunde oder Angehörige eingeliefert haben. Dieser Wunsch wird denn auch bald durch den Hoopman erfüllt, der zuerst in einer Schaluppe landet und die Liste einem der Schiffseigentümer überreicht, der sie mit lauter Stimme verliest. Der betreffende Jager selbst fährt hierauf gleich an die Stelle, wo ausgeladen wird.

Schon am folgenden Tage verkündigen die größeren Zeitungen Hollands den Bewohnern der elf Provinzen die frohe Botschaft: „Gestern ist zu Vlaardingen der erste Heringsjager mit 38 Tonnen Fischen angekommen. Gleich früh morgens wurden die üblichen Geschenke ihrer Majestät der Königin und den Mitgliedern der königlichen Familie in der Residenz und Umgegend angeboten; dann wurde sofort der neue Vlaardinger Hering den Kaufleuten abgelassen."

Für die Fischhändler bricht jetzt ein goldner Morgen an. Der Hering ist die Krone ihres Geschäfts. Dies scheint sinnbildlich die große, mächtige Krone aus grünem Buchsbaum mit knitternden Goldfähnchen anzudeuten, die einen silbernen Hering an rotseidenem Bande umschließt und unter dem Schutze der holländischen Trikolore über die Haustür aufgehangen wird. Drinnen aber, im „Winkel" steht der Händler mit weißer Schürze angetan, und nimmt die von allen Seiten einlaufenden Bestellungen in Empfang. Die ersten Heringe werden möglichst still, fast geheimnisvoll, um nicht den Neid unberufener zu erregen, den alten und besten Kunden zugestellt, die sich an dem Genusse des beliebten Fisches erlaben können.

Aber mehr und mehr Heringstonnen werden auf den Markt gebracht; der Winkel des Händlers wird von Tag zu Tag einem Packhaus ähnlicher. Die salzigen Kinder werden zu ganzen oder halben Dutzenden in kleine flache Tönnchen von Eichenholz „geküpt", womit man auch dem Kleinhandel gerecht werden könne. Mit solchen Tönnchen pflegen sich in Holland Freunde und Verwandte zur neuen Heringszeit gegenwärtig zu beschenken.

Aber alles auf Erden hat seine Blüte u. seinen Vergang, so auch der Hering. Mit dem nahenden Herbste verschwindet er von der Tafel der Reichen und wird nun eine Speise der Armen. Fliegende Fischverkäufer rufen das in der Achtung gesunkene Gericht in den armen und entlegenen Stadtvierteln aus. Der Kleinhändler zieht die Buchsbaum und Flittergold umwundene Krone ein und läßt nunmehr den Hering im Schaufenster „mariniert" erscheinen, mit Zwiebelscheiben und Lorbeerblättern säuberlich belegt.

Nicht selten geschieht es allerdings, daß man die nicht verkauften alten Heringe im nächsten Frühjahr wieder als „neue grüne" aus dem Grabe ihrer Tonne auferstehen u. in den Handel gelangen läßt. Zu diesem Zweck werden sie ausgewässert, von neuem eingesalzen und mit Baumöl begossen. Doch sind es wohlweislich nicht die Kunden in Holland, die von den sinnreichen Fischhändlern mit solcher Ware bedacht werden; der Holländer würde das wahrscheinlich merken.— Germania.

Wenn die Tomatenpflanzen noch mit unreifen Früchten beladen sind, nachdem sie vom ersten, stärkeren Nachtfrost heimgesucht wurden, so kann man die Pflanzen aufziehen im Keller, Holzschuppen, oder an einem ähnlichen Platze aufhängen, wo dann die Früchte langsam reifen werden. Man hat auf diese Art manchmal frische, reife Tomaten manchmal bis Weihnachten und die vorhandenen noch nicht ausgebildeten Früchte werden nutzbar gemacht.

Deutsch-Amer. Farmer.

New Yorks Schuldenlast.

Die Stadt New York hatte im vergangenen Jahre die Summe von $32,178,760 an Zinsen für Schulden zu bezahlen, das macht pro Kopf der Bevölkerung $35. Jeder einzelne Mietezahler hatte also an Zinsen für die städtische Schuld so viel zu bezahlen, als wenn er selbst ein persönliches Darlehen von $700 zu 5 Proz. zu verzinsen hätte.

Die Zinsenlast der Stadt New York ist weit drückender, als die der Bundesregierung. Die letztere hatte im vergangenen Jahre für Verzinsung der nationalen Schuld nur etwa zwei Drittel so viel zu bezahlen, wie die Municipalität New York, so daß auf den Kopf der Bevölkerung nicht viel über einen Dollar kam. Es handelt sich hier lediglich um die Verzinsung geliehener Gelder, die längst verausgabt worden sind.

Die Stadt New York bezahlt ihren Gläubigern jährlich so viel wie die ganze Türkei oder das tiefverschuldete Britisch Indien. Die Stadt New York hat an Zinsen ungefähr Dreiviertel so viel zu bezahlen wie das ganze Deutsche Reich, ungefähr so viel wie österreich-ungarische Monarchie, weit mehr als Belgien oder Portugal, und ungefähr doppelt so viel wie die Niederlande oder Egypten, und dreimal so viel wie ganz Kanada. —Ill. St.

Wieviel hat die Entdeckung Amerikas gekostet?

Eine spanische Zeitung berichtet, daß jüngst wichtige Urkunden zur Geschichte der Entdeckung Amerikas aufgefunden seien, nämlich Rechnungsbücher der Reederei der Gebrüder Pinzon in Palos, dank deren Kolumbus seine Reisepläne in die Tat umsetzen konnte. Aus ihnen kann man genau ausrechnen, wie teuer die Entdeckung der neuen Welt zu stehen kam. Kolumbus selbst als Führer der Forschungsreise bezog ein Gehalt von 1600 Pesetas jährlich, die Führer der beiden Karavellen, die unter seinem Befehle standen, erhielten jährlich 900 Pesetas, und jeder Mann der Schiffsbesatzung wurde mit 50 Realen monatlich entlohnt. Für die Ausrüstung der kleinen Flotte wurden 14 000 Pesetas verwendet, und die Lebensmittel kosteten sechs Pesetas monatlich auf den Kopf. Bei seiner Rückkehr bekam Kolumbus 22 000 Pesetas als Rückerstattung der Vorschüsse, die er während der Reise geleistet hatte. Die Zeit, auf die sich diese Gehälter beziehen, reicht vom 1. August, 1492 bis zum 4. März 1493. Zu den 22 000 Pesetas sind nun die 14 000 für die Ausrüstung hinzuzufügen, sodaß im ganzen 36.000 Pesetas ausgegeben wurden. Das ist eine Summe, die heute in unsere Münze umgerechnet, etwa 5 400 Dollars betrüge. Selbst wenn man bedenkt, daß gegen Ende des 15. Jahrhunderts das Geld viel wertvoller war als heute, muß man die Entdeckung Amerikas als eine recht billige Angelegenheit bezeichnen. — Das Wochenblatt.

Kanadas Bevölkerung.

Die Ergebnisse der Volkszählung in Kanada liegen nunmehr vor und dürften unsern Nachbarn eine herbe Enttäuschung bereitet haben. Man hatte auf eine Bevölkerung von 9 Millionen gerechnet, und die Zählung hat nur 7,151,869 ergeben, was einem Gewinn von 1,780,554 Seelen in

den letzten zehn Jahren gleichkommt. Kanada hat weniger Einwohner als der Staat Pennsylvanien, obschon sein Flächenraum um rund 100,000 Quadratmeilen größer ist, als der der Vereinigten Staaten. Die größte Stadt der Dominion ist Montreal mit 466,197 Einwohnern, die Vereinigten Staaten haben zehn Städte, die größer sind. In den Vereinigten Staaten kommen sechsundzwanzig Einwohner auf die Quadratmeile, in Kanada nur anderthalb. Die Dominion wird also noch viel einzuholen haben, ehe sie sich zu den Vereinigten Staaten auch nur einigermaßen in Vergleich stellen kann.

Zeichen der Zeit.

In einer einzigen Nummer des „General-Anzeiger für Elberfeld-Barmen" vom 30. September d. J. liest man hintereinander folgende drei Inserate:

Kräft. Junge, 9 M. alt, weg. Nahrungsmangel zu versch. Br. B. 5108 B., Neuerweg 41.

Gesunder, hübscher Knabe, acht Tage alt zu verschenken. Br. u. E. 1810 an d. Exped.

Sechs Monate alter Knabe zu verschenken ohne gegenseitige Vergütung. Off. u. S. E. an die Fil. d. Bl. Gräfrath

Wie wird man in späteren Zeiten über Zustände urteilen, die mit so furchtbarer Schwere auf dem deutschen Volke lasteten, daß Mütter ihre Kinder verschenkten, weil es ihnen an Mitteln fehlte, sie zu ernähren?!

Rockefeller - Roggenfelder.

Jetzt wissen wir's. John D. Rockefellers Ahnen waren Deutsche; biedere Pfälzer. Das ist die neueste Entdeckung des Genealogen Muray Edward Poole, der bekanntlich von John D. Rockefeller beauftragt wurde, einen Stammbaum für seine Familie zu zimmern.

Poole schreibt: Vor 200 Jahren verließen 3 000 Pfälzer ihre Heimat. Sie gründeten die Städte New Palz und Newburgh, N. Y. Die Rockefellers befanden sich unter diesen Einwanderern. Kampfgewohnt und militärisch erzogen seit Jahrhunderten, retteten diese Pfälzer, wie Washington selbst bezeugt, ihr Adoptiv-Vaterland, indem sie Engländer und Indianer in der Schlacht von Oriskany unter ihrem tapferen Feldherrn Nicholas Herkimer, schlugen.

Der Name Rockefeller ist aus zwei Worten zusammen gesetzt. Rocke hieß ursprünglich Roggen, und Feller ist der gothische Plural von Feld, wie er noch heute im Sprachgebrauch der Pfälzer gebraucht

wird. Es bedeutet also der Name: der Mann von den Roggenfeldern.

Werden unsere pfälzischen Landleute nun aber stolz sein!